1,90 DM / Band 667

Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Horrorhaus von Pratau

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Das Horrorhaus von Pratau

John Sinclair Nr. 667

Teil 5/5

von Jason Dark

erschienen am 16.04.1991

Titelbild von Maren

Sinclair Crew

Das Horrorhaus von Pratau

»Ich werde dich töten müssen, Nadine!«

Der Mann, der diese Worte gesprochen hatte, war ich, Geisterjäger John Sinclair. Die Frau, die ich von ihrem Vampirdasein erlösen wollte, saß vor mir in einem Sessel inmitten der ansonsten menschenleeren Hotelhalle.

Nadine Berger hob den Kopf. Sie hätte auch gern ihre Hände oder Arme normal bewegt, doch das war nicht möglich, denn ihre Hände waren auf dem Rücken durch Handschellen gefesselt. Sie schaute mich an. Ich blickte in ihre Augen, sah den Mund, den sie zu einem scharfen Grinsen in die Breite gezogen hatte. So waren ihre beiden Vampirzähne, die aus dem Oberkiefer ragten, gut zu erkennen!

Sie war kein Mensch mehr, auch keine Wölfin, sie war zu einer gefährlichen Blutsaugerin geworden und sie stand in Diensten des mächtigen Supervampirs Will Mallmann, der Nadine dafür vorgesehen hatte, die Herrschaft über die Vampirstadt Berlin zu übernehmen!

Dass es dazu nicht gekommen war, konnten wir - Suko, Harry Stahl und ich - uns an die Fahnen heften. Wir hatten bisher das Allerschlimmste verhindern können, auch wenn es zu viele Tote, das heißt erlöste Vampire, gegeben hatte.

Suko und Kommissar Harry Stahl waren Will Mallmann in die oberen Etagen des Hotels am Alex gefolgt. Ich war mit Nadine zurückgeblieben, weil ich es so wollte. Ja, ich wollte keinen anderen in der Nähe haben, wenn ich die Aufgabe anging, vor der ich mich so schrecklich fürchtete.

Dabei war ich davon ausgegangen, dass es noch eine Hoffnung für Nadine gab. Ich hatte aus Sussex das flüssige Leben mitgebracht, praktisch eine magische Sensation, denn dieses flüssige Leben konnte Blut in Licht verwandeln. Es würde für eine magische Fotosynthese sorgen. So weit die Theorie. In der Praxis hatte ich es ausprobiert und das rätselhafte Oval in einen direkten Kontakt mit Nadine Berger gebracht. Einen Erfolg hatte ich bisher nicht verzeichnen können. Sie war eine Vampirin geblieben.

Was war die Alternative?

Ich schluckte, als ich daran dachte. Gesagt hatte ich es ihr schon. Sie hatte meine Worte genau verstanden, legte jetzt den Kopf schief und verengte die Augen.

»Wie willst du es machen?«

»Möchtest du wählen?«

»Ist mir egal.« Plötzlich lachte sie auf. »Ich kenne dich, John. Ich kenne dich genau und sehr lange. Deshalb weiß ich, wie schwer es dir fallen wird, mich zu vernichten. Dich werden immer die Erinnerungen begleiten, die wir beide nicht abschütteln können. Wir haben in der Vergangenheit viel gemeinsam erlebt, du als Mensch, ich als Wölfin. Das alles wird wieder in dir hochsteigen, wenn du auf mich mit der Beretta zielst, dein Kreuz hervorholst oder versuchst, den Silberdolch gegen mich einzusetzen.«

»Ich muss es tun, Nadine.« Meine Worte klangen leise, aber sie waren verständlich. »Wenn ich es nicht mache, wirst du deinen Trieb nicht stoppen können. Du wirst immer wieder die Menschen anfallen und versuchen, ihr Blut zu trinken. Das würde mein Gewissen ebenso belasten, wenn nicht noch starker.«

Sie lachte. »Komisch ist es schon, mit welchen Problemen sich manche Menschen belasten.«

»Es waren auch mal deine.«

»Aber jetzt nicht mehr, John!«

»Ich weiß. Du brauchst das Blut. Ich habe das Grauen hier im Hotel lange genug erlebt. Zum Glück blieb es hier konzentriert. Ich möchte nicht, dass es diese Mauern verlässt und nach draußen transportiert wird. Deshalb gibt es keine andere Chance.«

»Dann fang an.«
»Nicht hier, Nadine.«
»Warum nicht?«
»Wir werden in einen anderen Raum gehen. Ich möchte mit dir ganz alleine sein.«
»Dass mich jemand beschützen könnte, daran denkst du nicht, John Sinclair?«
»Glaubst du an Mallmann?«
»Zum Beispiel!«
»Nein. Ich schätze, dass er genau weiß, wann er verloren hat. Ich kenne ihn. Er wird sich zurückziehen, er wird warten, bis sich ihm eine neue Chance bietet. Außerdem wird er von Suko und dem Kommissar verfolgt. Es ist durchaus möglich, dass die beiden es geschafft haben, ihn einzufangen und zu vernichten. Sie…«
Ihr schrilles Lachen unterbrach mich. Es sah so aus, als wollte sie aus ihrem Sessel in die Höhe schnellen, was sie allerdings nicht tat. Sie drehte sich um und schaute zu dem breiten Eingang.
Auch ich schaute hin.
Zugleich entdeckten wir die schattenhafte flatternde Bewegung vor der Glastür. Es sah im ersten Moment so aus, als hätte sich ein großes Tier selbstständig gemacht oder als wäre eine Decke von irgendwoher nach unten gefallen.
Von einem Tier konnte man eventuell reden. Allerdings von einem Tier, dass einen Menschenkopf aufwies, denn der befand sich zwischen den beiden mächtigen Schwingen und sah so aus, als würde er die Flügel zusammenhalten.
Fledermäuse hießen diese Wesen!
Ich ließ Nadine sitzen und raste zum Eingang. In diesen Augenblicken war mir klar geworben, dass Suko und Harry es nicht geschafft hatten, Mallmann zu stoppen und zu vernichten. Es war ihm abermals gelungen, die Flucht zu ergreifen, wahrscheinlich als Fledermaus.
Scharf atmete ich aus. Es brachte auch nichts, nach draußen zu laufen und zu versuchen, die Verfolgung aufzunehmen. Er war weg, dabei blieb es. Ich drehte mich um - und musste erkennen, dass Nadine Berger die Gunst der Stunde genutzt hatte und verschwunden war.
Das hätte ich mir denken können. Weit konnte sie jedoch noch nicht sein. Es war nicht einfach, mit auf dem Rücken gefesselten Händen zu laufen. Ich rannte einige Schritte vor, blieb dann stehen, schaute mich um, sah sie aber nicht, dafür hörte ich einen dumpf polternden Laut, der dort aufgeklungen war, wo sich die Bar befand.
Da war es dunkel, das Licht der Notbeleuchtung reichte nicht bis in diese Gegend.

Ich lief hin, rief scharf und zischend ihren Namen. Dass ich keine Antwort bekam, lag auf der Hand.

Wahrscheinlich wollte sich Nadine zwischen den Tischen und Stühlen verstecken. Ich entdeckte sie, als sie einen Stuhl zur Seite rückte.

Langsam ging ich auf sie zu. »Es hat keinen Sinn, Nadine, du musst hochkommen.«

»Hol mich doch, Sinclair!«

»Das werde ich auch!« Meine Stimme klang sehr ruhig, obgleich ich innerlich vibrierte und dicht davor stand, einfach alles hinzuwerfen. Das aber durfte ich der Welt einfach nicht antun.

Nadine hockte zwischen zwei Stühlen. Als ich zugriff, wollte sie wegkriechen. Meine Hand verkrallte sich in den Kragen ihrer muffig riechenden Jacke. Der Stoff hielt ihr Gewicht aus, als ich Nadine auf die Beine zerrte und herumdrückte.

Sie taumelte zur Seite, dabei trat sie nach mir. Ich wich aus und stieß sie mit dem Rücken gegen die Theke, wo es etwas heller war, weil das Licht der Lobby in dieser unmittelbaren Umgebung erst auslief. Auf dem Weg zur Bar hatte ich die Gestalt des toten Detektivs Konowski gesehen. Harry Stahl, der Kommissar, hatte den eigenen Helfer töten müssen, weil dieser zu einem Blutsauger geworden war, und zwar gebissen von Will Mallmann.

»Es gibt keine Chance mehr, Nadine!«

Trotz der miesen Beleuchtung sah ich, wie sie mich anfunkelte. »Dann tu es, verdammt!«

»Ja.« Ich hatte schon überlegt und wollte sie auch nicht lange quälen. Deshalb war eine geweihte Silberkugel am besten. Sie garantierte einen schnellen, hoffentlich auch schmerzlosen Tod!

Ich holte die Waffe hervor.

Dass Nadine mich dabei beobachtete, sah ich an den Bewegungen ihrer Augen.

Sie gab keinen Kommentar ab. Schweigend schaute sie mich an. Hin und wieder bewegten sich ihre Mundwinkel.

Mein Gesicht war erstarrt. Ich konnte keinen Hass gegen sie empfinden, obwohl sie eine Bestie war und auch versucht hatte, mein Blut zu trinken.

Welche Gefühle sich in meinem Innern abspielten und mein Denken durcheinander wirbelten, war mir von außen nicht anzusehen. Ich hätte heulen, toben, brüllen oder mich in den Erdboden verkriechen können. Das waren Momente, wo ich meinen Job verfluchte, denn hier ließ ich ein Stück Persönlichkeit zurück.

Nadine sagte nichts. Sie schaute mich nur an. Sie zitterte auch nicht, und ich ließ sie in die Mündung blicken. »Ich werde die Beretta nehmen, Nadine.« Meine eigene Stimme kam mir fremd vor.

»Ich kann dich nicht daran hindern.«

Dem Klang der Stimme lauschte ich. Hatte sie sich verändert? Ich glaubte nicht. Sie war neutral geblieben. In ihr schwangen keinerlei Emotionen mit. Sämtliche Gefühle, die sie früher mir gegenüber gezeigt hatte, waren verloren gegangen.

Und ich?

Nein, ich weinte nicht. Ich stand einfach da und kam mir selbst vor wie ein Roboter.

»Wohin willst du denn schießen, John?«

»Ins Herz!«

»Gut. Aber glaube nur nicht, dass du den Kampf gewonnen hast. So leicht sind wir nicht zu besiegen. Bin ich weg, kommen andere. Will Mallmann hat es fast geschafft, seine Armee aufzubauen.«

»Ja, ich weiß, dass er damals aus dem Harem mit seiner blutgierigen Mannschaft floh.«

»Sehr richtig, John.«

»Aber das wird dir nicht helfen, Nadine. Du bist besser als andere, obwohl ich zugeben muss, dass mir diese Tat verdammt schwer fällt. Doch es gibt Dinge, die muss man einfach tun. Ich - ich werde auch nicht an die Vergangenheit denken, als du Johnny Conolly einige Male das Leben gerettet hast. Aber du bist eine Wölfin gewesen, und als Wölfin verschwandest du im Maul des Riesen Brân, um schließlich in Avalon deine menschliche Gestalt zurückzubekommen. Es sind alles Tatsachen gewesen, die ich nicht vergessen habe, Nadine, doch die muss ich verdrängen. Wie auch unsere letzte gemeinsame Nacht in New York, als ich erleben musste, dass Mallmann schneller war und dich von meiner Seite gerissen hat. Es sind Erinnerungen, Nadine, über die wir beide nicht mehr werden reden können.«

»Mallmann wird mich rächen. Er hat nicht grundlos den Stützpunkt in Wittenberg gewählt und Dr. Drake dorthin geschickt. Du wirst dort noch dein blaues Wunder erleben.«

»Tatsächlich?«

»Und wie, Sinclair.«

»Wo wartet er?«

Sie lachte mich schrill an. »Du kannst mich foltern oder vierteilen, du wirst nichts aus mir herausbekommen, das verspreche ich dir!«

Bluff oder nicht? Wollte sie mich ablenken? Das konnte sein, musste aber nicht, denn es war durchaus möglich, dass wir ohne unser Wissen in der Lutherstadt Wittenberg noch ein schauriges Erbe zurückgelassen hatten.

»Was ist es?«

Sie hatte meine Frage gehört und lachte. »Du glaubst doch nicht, dass ich es dir verraten werde. Schieß, John Sinclair! Du hast deine Waffe in der Hand und brauchst nur abzudrücken!«

»Dann bedanke ich mich für den Tipp!«

»Den du vielleicht nicht überlebst.«

»Ich werde mich überraschen lassen.« Meine Stimme kratzte wie eine alte Schallplatte, die abgespielt wurde. In der Kehle saß der Kloß dick wie Pudding. Ich fror plötzlich und schwitzte zugleich, aber ich konnte jetzt nicht mehr zurück.

»Na denn, Nadine«, flüsterte ich. »Das Schicksal hat es anders gewollt.«

Ich hob die Waffe nicht einmal an, schwenkte sie nur etwas nach rechts, um direkt auf ihr Herz zu zielen.

Der Zeigefinger krümmte sich am Abzug. Noch einmal schaute ich in ihr Gesicht, noch einmal stürmten die Erinnerungen in einer wahren Sturzflut auf mich ein, die jedoch von dem hinterlistigen, gemeinen Grinsen der Blutsaugerin ausgelöscht wurden.

Nein, es gab kein Zurück mehr. In der nächsten Sekunde würde es Nadine Berger als Vampir nicht mehr geben…

***

Bill Conolly, vor kurzer Zeit aus London kommend in Berlin gelandet, hatte Glück gehabt, noch ein Taxi zu erwischen. Er war zuvor vom Zoll aufgehalten worden, weil man seine Waffe gefunden hatte. Es hatte lange Diskussionen gegeben, und Bill hatte seinen internationalen Waffenschein einigen Leuten vorzeigen müssen, ebenso die Zusatzbescheinigung, dass er berechtigt war, Waffen im befreundeten Ausland zu tragen.

Das alles hatte Zeit gekostet und sich bis in den Abend hingezogen. Aus London wusste er, wo John Sinclair, Suko und auch ein deutscher Kommissar namens Harry Stahl zu finden waren. Die beiden Geisterjäger hatten zwischendurch einen Lagebericht abgegeben, und er nannte dem Fahrer sein Ziel, bevor er sich noch angeschnallt hatte.

Der Mann in der braunen Lederjacke lachte nur. »Wohin wollen Sie, Mann? Zum Alex?«

»Ja.«

»Det schminken Sie sich man ab, Meister. Det ist nich drin.«

»Schön. Und weshalb nicht?«

»Weil da Randale ist.«

»Was heißt das?«

Der Fahrer drehte den Kopf. »Terror, Schreierei, Protest und Krieg. Die Chaoten haben sich versammelt. Rund um den Alex ist die Hölle ausgebrochen. Da stehen ganze Straßenzüge in Flammen.« Er schüttelte den Kopf. »Nee, dorthin fahre ich Sie nicht.«

Aber Bill musste dorthin. Er versuchte es anders. »Wie viel?«

»Kann ich ungefähr sagen, was die Fahrt kostet. So um dreißig Mark, glaube ich.«

»Das meine ich nicht. Ich lege noch einen Hunderter drauf. Würden

Sie dann fahren?«

Der Mann schnitt eine Grimasse. »Ich habe zwar gerne Geld, doch noch lieber würde ich mein Leben behalten. Da ist nichts zu machen.«

Bill stöhnte auf. »Wie wäre es denn, wenn wir beide einen Kompromiss schließen?«

»Wie sähe der aus?«

»Sie fahren mich nur bis in die Nähe, den Rest der Strecke gehe ich dann zu Fuß.«

Jetzt überlegte der Fahrer. »Müssen Sie denn sehr dicht an den Platz heran?«

»Nein.«

»Das würde auch kaum klappen. Wie ich die Lage einschätze, hat die Polizei einen Kordon gebildet. Weil Sie es sind, Meister, ich versuche es.«

»Danke.« Zugleich mit dieser Antwort legte Bill einen Hunderter auf die Ablage.

Der Fahrer steckte den Schein in die Brusttasche seines Hemdes und startete.

Sie rollten auf den Verteiler am Flughafen, von dem aus der Weg in Richtung City führte und der berühmte Ku'damm für Bill Conolly sichtbar wurde. Es war die hektische Meile Berlins. Eine Welt voller Glimmer und buntem Glitzer, aber auch eine, in der Drogensucht und Prostitution zu Hause waren. Selbst bei diesem kalten Wetter standen auf den breiten Gehsteigen die Mädchen und warteten auf Kunden.

Bill sah sie und sah sie trotzdem nicht. Hin und wieder sprach der Fahrer mit ihm oder über das Mikro mit seiner Zentrale, doch der Reporter hörte so gut wie nicht hin. Seine Gedanken bewegten sich in völlig anderen Sphären. Er dachte an Nadine Berger, an John Sinclair, der losgefahren war, um die Frau von ihrem Vampirdasein zu erlösen. Das heißt, er würde sie töten.

Und dies wiederum konnte und wollte Bill nicht zulassen. Obwohl es nicht feststand, dass es so weit kommen musste. Laut Sir James sollte es eine Möglichkeit geben, Nadine Berger auf einem anderen, magischen Weg von ihrem Schicksal zu erlösen.

Natürlich hatte Bill von der Palmblattbibliothek gehört, die John und Suko besucht hatten. Er war informiert darüber, dass Nadine noch eine Zukunft hatte, doch das war ihm alles einfach zu vage gewesen. Außerdem hatte er sich auf sein Gefühl verlassen müssen. Dies wiederum sagte ihm, dass es nicht so einfach sein würde.

»Und jetzt sind wir im Osten der Stadt«, berichtete der Fahrer. »Unter den Linden.«

»Ja, ich sehe es.«

»Auch die Wagen der Polizei?«

»Sicher.«

Die gepanzerten Einsatzwagen standen an den Straßenrändern verteilt. Ab und zu sah Bill auch Fahrzeuge, die weiter in Richtung Osten fuhren, dem Alexanderplatz entgegen.

»Wie weit noch?«

Der Fahrer hob die Schultern. »Wir werden gleich die erste Absperrung erreicht haben. Das weiß ich von der Zentrale. Von dort aus müssen Sie sich zu Fuß bis zu Ihrem Ziel durchschlagen. Tut mir Leid, ich hätte Sie gern weitergefahren.«

»Ist schon klar.« Bill hatte nicht nur die Sperrkette aus Metallgittern gesehen, sondern auch die blinkende Lampenkette, die für eine optische Verstärkung sorgte. Der Mann neben ihm hatte wirklich nicht übertrieben, sie konnten nicht mehr weiter.

Bill zahlte den Fahrpreis.

»Dann brechen Sie sich mal nicht den Hals, Mann«, sagte der Fahrer. »Eigentlich sehen Sie ja ganz vernünftig aus. Was wollen Sie eigentlich dort?«

»Ich bin Reporter.«

»Haha, hätte ich mir denken können. Ihr müsst eure Nasen auch überall hineinstecken.«

»Sicher. Das gehört zu unserem Job. Ich würde auch lieber zur Hause bleiben und vom Schreibtisch aus Berichte schreiben. Aber man kann sich die Dinge nicht aussuchen.«

»Viel Glück.«

Bill Conolly stieg aus, und der Mann wendete seinen Wagen rasch.

Der Reporter hatte keine Lust, von Polizisten angesprochen oder nach Waffen durchsucht zu werden. Deshalb wollte er ihnen so gut wie möglich aus dem Weg gehen und sein Ziel auf Umwegen erreichen. Er kannte sich in Berlin nicht aus, im Osten der Stadt erst recht nicht, aber wusste nur die Richtung, und die musste er einhalten.

Durch Gassen, Hinterhöfe und über Trümmergrundstücke bewegte er sich weiter. Er musste zugeben, dass die Gegend gut abgeriegelt war. Trotzdem war das Hineinkommen leichter als das Verschwinden aus der unmittelbaren Hölle der Randale.

Schüsse waren zum Glück nicht gefallen. Trotzdem hörte Bill hin und wieder wildes Geschrei aufbranden und sah auch den Widerschein der Feuer, die in den Straßen loderten.

Er konnte nur den Kopf schütteln. Wie ein Großstadt-Dschungelkämpfer schlich er weiter und erreichte dann tatsächlich sein Ziel, aber nicht direkt den Platz, sondern geriet in die Nähe der S-Bahn-Station. Von dort waren es nur noch ein paar Schritte.

Über eine breite Treppe gelangte er nach oben. Auf den Stufen lagen verbrannte Tücher. Auch Schlagstöcke entdeckte er dort. Die letzten Stufen ging er langsamer, bis er plötzlich den freien Blick über den großen Platz hatte und stehen blieb.

Er lag nicht völlig im Dunkeln. Der große Brunnen war umzäunt worden. Hinter den Schaufenstern eines großen Kaufhauses brannte kein Licht, sehr verständlich, und die Ruhe auf dem großen Areal kam ihm trügerisch vor. Sie war praktisch gewaltsam erzwungen worden, denn dort patrouillierten zahlreiche Streifen. Zwei vergitterte Mannschaftswagen standen ebenfalls im kalten Licht der Lampen. Vor einem Wagen standen Polizisten und waren dabei, heißen Tee oder Kaffee zu trinken.

Bill wusste auch, dass sein Ziel am Alex lag. Eines der höchsten Hotels Europas, und er sah den Kasten, der wie eine riesige, hochkant gestellte Streichholzschachtel wirkte, weil er eben alles andere überragte.

Bill beging nicht den Fehler, auf direktem Wege zum Hotel zu gehen, er hielt sich im Schatten des Kaufhauses, denn die breiten Scheiben waren abgedunkelt.

Trotzdem erwischten sie ihn.

Wie zwei Geister erschienen die beiden Polizisten plötzlich vor ihm. Sie trugen Helme auf den Köpfen, hatten die Schutzvisiere hochgeklappt und sprachen Bill an.

»Ja, was ist?«

»Ihren Ausweis, bitte.«

Den bekamen sie.

Einer konnte nicht genügend Englisch und gab das Dokument an seinen Kollegen weiter.

Der schaute nach und erkundigte sich, ob Bill tatsächlich Engländer war. »Aber sicher.«

»Journalist?«

»Auch das. Es hat sich bis London herumgesprochen, dass Berlin zu einer offenen Stadt geworden ist.«

Er bekam seinen Ausweis mit der Frage zurück. »Wo wollen Sie denn hin, Herr Conolly?«

»In mein Hotel.«

Der Polizist drehte sich um. »Dort stimmt etwas nicht, wie Sie vielleicht sehen können.«

»Nein, was ist denn?«

»Soviel wir wissen, ist dort der Strom ausgefallen.«

»Das wusste ich nicht. Ich war einige Zeit im Westen der Stadt. Jetzt will ich nur noch ein Bett.«

»Das wollen wir auch«, sagte der andere.

»Kann ich gehen?«

»Sicher, Sie sind gewarnt. Wenn Sie losmarschieren, dann auf eigene Verantwortung.«

»Natürlich.«

Die beiden Polizisten schauten Bill nach, als er sich wieder auf den

Weg machte. Sie sahen nicht, wie der Reporter tief durchatmete, denn Bill war froh, diese Hürde überwunden zu haben.

Es war kalt in Berlin geworden. Obwohl der Reporter warme Kleidung trug, fror er. Er hatte die Hände in den Taschen seines Trenchcoats vergraben und dachte daran, dass er seinen Koffer in einem Schließfach am Airport deponiert hatte. Die Waffen jedoch hatte er eingesteckt. Sogar die goldene Pistole hatte er nicht in London gelassen. Sie steckte in seinem Gürtel, während die Beretta im Holster ihren Platz gefunden hatte. Zum Glück waren die Polizisten nicht auf die Idee gekommen, ihn nach Waffen zu durchsuchen.

Der Alex war groß - und leer. Bill kam sich ziemlich einsam vor. Manchmal wehte der Wind wie scharfes Glas gegen sein Gesicht. Dann wechselte er wieder und strich über seinen Nacken hinweg, wobei er die Haare hochstellte.

Es war kein Wetter für einen nächtlichen Spaziergang. Wahrscheinlich würde es auch Frost geben, obwohl der Himmel eine fast geschlossene Wolkendecke zeigte, die nur an einigen Stellen Löcher aufwies. Dort funkelte dann das kalte Licht der Sterne.

Er stand vor dem Hotel und schaute auf die breite und vor allen Dingen sehr hohe Front. Bill überlegte, wie es wohl innen aussehen mochte. Wenn ihn nicht alles täuschte, hielt er sich an der Rückseite auf. Um den Eingang zu erreichen, musste er um den Kasten herumgehen.

Das schaffte er schnell. Außerdem wollte er sich rascher bewegen, um nicht einzufrieren.

Es sah vor sich die breite Straße. Sie wirkte verlassen. Nur hin und wieder rollten Streifenwagen über die Bahn hinweg.

Es brannte kaum Licht hinter den Scheiben. Dass der Strom ausgefallen war, hatte er gehört. Nur dachte er jetzt über den Grund nach und konnte sich vorstellen, dass es kein normaler gewesen war.

Dahinter musste mehr stecken.

Vampire?

Bill war nicht genau informiert. Er wusste jedoch, dass Nadine selbst eine Blutsaugerin war und sich zu ihren Artgenossen hingezogen fühlte.

Besonders zu Will Mallmann alias Dracula II. Er hatte die ehemalige Wölfin gebissen und sie in diesen fürchterlichen Zustand versetzt.

Wieder glitt Bills Blick an der Fassade hoch. Die Fenster wirkten dunkel und wie blank geputzt.

Wenn überhaupt Licht brannte, dann nur als sehr schwaches Leuchten, das kaum die Scheiben erreichte.

Der Reporter wollte sich dem Eingang zuwenden und sah noch die leeren Parktaschen der Taxis, als ihm plötzlich etwas auffiel. Über ihm bewegte sich etwas.

Zuerst hielt er es für eine Luftspiegelung, aber das konnte einfach nicht stimmen.

Es war auch nicht genügend Wind vorhanden, der einen derartig großen Gegenstand durch die Luft getrieben hätte. Da musste etwas anderes dahinter stecken.

Ein Lappen, ein riesiges Tuch, vom Wind erfasst und vom Dach des Hotels geweht?

Nein, das konnte es nicht sein, denn dieser Gegenstand bewegte sich in einem bestimmten Rhythmus.

Wie ein Vogel…

Doch so große Vögel existierten nicht einmal in Berlin.

Und der Vogel fiel!

Bill sprang zur Seite, lief einige Schritte vor - und erkannte plötzlich, um was es sich handelte.

Kein Vogel, sondern eine gewaltige Fledermaus. Ebenfalls ein ungewöhnliches Tier, in diesem Fall ein magisches, denn Bill sah zwischen den beiden Schwingen nicht nur den Umriss eines Schädels, er konnte auch das Gesicht erkennen, weil das Wesen für einen Moment durch einen helleren Schein glitt.

Es gehörte Will Mallmann!

Obwohl der Reporter auf einiges vorbereitet war, bekam er doch einen Schock. Er griff zur Waffe.

Mallmann war gelandet. Er strich über den Boden hinweg, Bill hatte er nicht wahrgenommen.

Die Chance!

Der Reporter holte die goldene Pistole hervor. Mit der Silberkugel hatte er keine Chance gegen die Bestie, Mallmann war resistent dagegen, aber wohl mit der goldenen Pistole, die eine schreckliche Füllung hatte. Wenn dieses schleimartige Gebilde traf, dann gab es für das Ziel kein Entkommen mehr. Wie ein Panzer legte es sich um die Gestalt und sorgte innerhalb von Sekunden für die Auflösung.

Es war zu spät. Zudem hätte Bill noch einige Schritte auf die Fledermaus zulaufen müssen, was er nicht mehr schaffte. Als hätte die Bestie etwas gerochen, breitete sie plötzlich die Schwingen aus und stieg unheimlich schnell in den dunklen Nachthimmel, wo sie sehr bald eins mit den Wolkenbergen wurde.

Bill zischte einen nicht jugendfreien Fluch durch die Lippen und ärgerte sich, dass er seinen Standort gewechselt hatte. Nur deshalb war er zu spät gekommen.

Das Nachdenken allerdings hatte er nicht verlernt, denn er fragte sich, weshalb der Vampir gelandet und durch die Scheiben in die Hotellobby geschaut hatte.

Bill wollte es genau wissen.

Er sah und begriff.

Nadine rannte weg. John Sinclair, der nach draußen geschaut hatte, drehte sich soeben um und jagte hinter der ehemaligen Wölfin her. Für Bill gab es keinen Zweifel, dass er etwas Bestimmtes mit ihr vorhatte, und plötzlich vereiste sein Gesicht.

Er dachte an John, er dachte an Nadine und er dachte auch an die Vergangenheit, in der Nadine der Familie Conolly so viel gegeben hatte. Durch sie hatten sie einige Male ihr Leben behalten. Jetzt war sie eine Vampirin, sie musste vernichtet werden, das war auch ihm klar. Sein Verstand sprach auch dafür, nur stemmte sich sein Gefühl dagegen. Der Verstand sagte ja, die Seele nein.

Bill Conolly musste sich innerhalb von Sekunden entscheiden - und hörte auf seine Seele.

Was immer Nadine Berger jetzt auch war, die Vergangenheit interessierte ihn stärker als die Gegenwart, und er durfte John Sinclair nicht zum Schuss kommen lassen, auch wenn dieser sein bester Freund war.

Glücklicherweise waren beide dem diffusen Licht der Lobby entkommen und in das Dunkel des Hintergrunds getaucht. Bill hatte sich die Richtung gemerkt, er wusste genau, wo er zu suchen hatte, und er zögerte nicht eine Sekunde länger.

Wie ein normaler Hotelgast, der es eilig hatte, schritt er auf die Tür zu, die vor ihm und ziemlich leise zur Seite schwang. Sie öffnete ihm den Weg in eine bedrückende Stille, die vom Tod diktiert wurde.

Er brauchte nicht lange zu forschen, er stellte diese Atmosphäre sofort fest, und sein Magen krampfte sich zusammen. Hier mussten sich fürchterliche Dramen abgespielt haben, über die er sich nicht den Kopf zerbrach, denn es war wichtiger, was noch passierte.

Der Reporter wandte sich nach links. Dorthin waren John Sinclair und Nadine verschwunden. Aus den Augenwinkeln sah er einen Toten. Es war der Portier oder Türhüter, erkennbar an seiner operettenhaft wirkenden Uniform. Der Mann lag regungslos auf dem Boden, seine Handflächen lagen auf der Brust. Wahrscheinlich hatte ihn eine Kugel aus Silber erlösen müssen.

Im Hals des Reporters setzte sich etwas fest. Er wusste, dass er jetzt keinen Fehler mehr begehen durfte und dass er sich so langsam wie möglich nur bewegen durfte. Keinen Laut verursachen, so lautete die Devise.

Den Blick hatte Bill starr nach vorn gerichtet, aber das Dunkel war einfach zu dicht, um es durchdringen zu können. Dafür hörte er Geräusche und auch Stimmen.

Es sprachen zwei Menschen, ein Mann und eine Frau. Es gab keinen Zweifel daran, was der Mann vorhatte, was er eigentlich tun musste.

Bill griff zur Waffe…

Diesmal holte er nicht die goldene Pistole hervor, sondern verließ

sich auf die Beretta.

Der Gang fiel ihm schwer. Nach jedem Schritt verdoppelte sich das Gewicht der unsichtbaren Bleiplatten, die an seinen Beinen hingen. Er zitterte innerlich, denn die Entscheidung, die er getroffen hatte, konnte er rational nicht verantworten.

Dennoch musste er den Weg weitergehen, den er einmal eingeschlagen hatte.

Dass er sich der Bar näherte, las er an einem Schild an der Wand ab. Dort leuchtete nicht einmal eine Kerze, entsprechend finster war es. Und Nadine war ebenso wenig zu sehen wie John Sinclair.

Beide verschluckte das Dunkel.

Auf dem Teppich konnte sich der Reporter so gut wie lautlos bewegen, sein Glück, so hörten die anderen nicht, als er sich näher an sie heranschob. Mit der rechten Hand hielt er die Beretta fest.

Zwischen der Waffe und seiner Haut lag ein Schweißfilm.

Bill hörte, wie die beiden miteinander redeten. Dass es kein freundschaftliches Gespräch war, lag auf der Hand. Was gesagt wurde, lief auf eine Vernichtung hinaus.

John wollte Nadine töten, er musste es einfach, um sie von ihrem Dasein zu erlösen.

Und er nahm die Beretta.

Bill kam noch näher heran. In der Dunkelheit zeichnete sich jetzt die Gestalt des Geisterjägers ab.

Nadine war für Bill nicht erkennbar, weil Sinclair sie mit seinem Rücken abdeckte.

Er sagte etwas von einem Farewell, und das war für Bill genau die Sekunde, um einzugreifen.

Natürlich hatte er herausgehört, wie schwer es dem Geisterjäger gefallen war, die Worte zu sprechen. Hier aber war Rücksicht fehl am Platze. Mit gezogener Waffe, den rechten Arm ausgestreckt, die Schusshand mit der anderen abstützend, ging Bill noch zwei Schritte vor, blieb stehen und sagte mit harter Stimme: »Wenn du schießt, John, dann töte ich auch dich…«

***

Und genau den Satz hatte ich gehört!

Es kam mir vor, als wäre der Abzug der Beretta glühend heiß geworden. Ich zog den Finger zurück, ich erstarrte und merkte, dass Kälte in mein Blut kroch.

Hatte ich mich getäuscht? War dieser Befehl tatsächlich von Bill Conolly, meinem ältesten Freund, gesprochen worden? Ich hob die Schultern leicht an, ließ die Waffe aber nicht sinken und lauschte dem leisen Zischen nach, das mir Nadine entgegenschickte.

»Leg die Waffe weg, John! Steck sie ein, bitte. Es hat keinen Sinn.

Wir müssen…«
»Bill? Bist du es?«
»Ja, ich bin gekommen.«
»Okay, Bill, okay. Ich werde jetzt die Beretta verschwinden lassen, mich umdrehen und dich anleuchten. Ist das klar?«
»Ja, John!«
Ich stand wie unter Strom, denn ich rechnete mit jedem Trick. Auch damit, dass jemand erschienen war, um die Stimme des Reporters nachzuahmen.
Also drehte ich mich in einem Zeitlupentempo um und ließ die Beretta verschwinden. Danach holte ich meine Bleistiftleuchte hervor, die ich eingeschaltet nach vorn richtete.
Das Ende des scharfen Lichtfingers erwischte die Gestalt meines Freundes Bill Conolly, der mir noch immer nicht traute und die Waffe auf mich gerichtet hielt.
Ich sah in sein Gesicht.
Es sah schrecklich aus, so bleich und hart, und doch las man darin die Qualen. Bestimmt hätte er geschossen, aber er wäre wohl sein ganzes Leben unglücklich darüber gewesen.
Er nickte, sprechen konnte er nicht. Stattdessen sank die Mündung der Waffe nach unten.
Ich fragte ihn nicht, wo er so plötzlich hergekommen war, ich wollte nur von ihm wissen, ob er abgedrückt hätte. »Jawohl, John, ich war bereit.«
»Gut.«
»Aber ich hätte versucht, deinen rechten Arm oder die Schulter zu treffen.«
»Akzeptiert.«
»Sorry, aber…« Er kam auf mich zu, stoppte allerdings schon nach dem zweiten Schritt, weil er hörte, wie ich ihn ansprach. »Du hast das Problem nicht verkleinert, Bill. Ich frage dich deshalb, wie du es lösen willst. Es heißt nach wie vor Nadine Berger, und sie ist nun mal ein Vampir, daran können wir beide nichts ändern.«
Bill schaute Nadine nicht an, als er mit mir redete. »Ich weiß es doch, John, ich weiß es verdammt genau. Aber du musst auch mich verstehen. Ich - ich dachte an die früheren Zeiten und natürlich daran, was wir Conollys Nadine alles zu verdanken haben, auch wenn sie damals noch eine Wölfin gewesen ist.«
»Da hast du Recht.«
»Kannst du mich denn jetzt begreifen?«
»Das habe ich vorhin auch.« Ich trat an die Bar und schenkte mir einen Whisky ein. Für Nadine hatte ich keinen Blick. Auch Bill bekam ein Glas. Als ich es ihm reichte, sagte ich: »Glaube nur nicht, dass ich nicht alle Möglichkeiten durchgecheckt habe. Mir ist eben nur diese

eine geblieben.«
Bill trank, schüttelte sich und meinte: »Wie ich erfahren konnte, hast du eine Möglichkeit gefunden, Nadine wieder ein normales Leben zurückzugeben.«
»So dachte ich auch.«
»Und? Hat es nicht geklappt?«
Ich trank den Whisky und schüttelte dabei den Kopf. »Nein, Bill, es hat nicht geklappt. Die magische Fotosynthese war leider ein gewaltiger Bluff. Alles umsonst.«
Bill sprach noch nicht. Er stand da und hielt das Glas in seiner Hand so hart umklammert, als wollte er es zerbrechen. »O verdammt«, flüsterte er schließlich und schüttelte den Kopf. »Was machen wir denn jetzt?«
Ich stellte mein Glas ab, nachdem ich es leer getrunken hatte, und zündete mir eine Zigarette an.
»Schlag du etwas vor, Bill.«
Der Reporter schaute auf Nadine, als würde er von ihr die Lösung erfahren. Sie aber lehnte stumm an der Theke, die Lippen leicht geöffnet, damit die spitzen Vampirzähne aus der Oberlippe hervortreten konnten. Die Blutsaugerin sagte nichts, sie blieb stumm und wartete ebenso wie ich auf Bills Antwort.
Die erfolgte nicht. So hob ich die Schultern und sagte: »Weißt du, Bill, du hast sie gerettet, das weiß ich, das weiß sie, und du weißt es am besten. Nur haben wir mit ihr einen Klotz am Bein. Ich frage dich: wohin mit ihr?«
»Stimmt.«
»Und?«
»Was hattest du denn vor, John?« Er wich aus, für mich durchaus verständlich.
»Es ist schwer zu sagen. Wenn ich ihr glauben soll, müssten wir wieder zurück nach Wittenberg.«
»Da seid ihr doch schon gewesen.«
»Das ist wahr.«
»Und…«
»Ich weiß es auch nicht, Bill. Ich bin überfragt. Mallmann könnte uns möglicherweise mehr dazu sagen, aber der ist mir leider entwischt. Suko und Harry ebenfalls.«
»Mir auch.«
»Du hast ihn gesehen?«
»Ja, draußen.« Bill wollte noch etwas sagen, doch hastige Schritte ließen ihn verstummen.
Suko und der Kommissar eilten herbei. Sie schauten uns an, dann starrte Suko Bill ins Gesicht, als wollte er nicht glauben, dass ausgerechnet er vor ihm stand.

»Du bist doch kein Geist?«
»Nein, Suko.«
»Ja denn…«
Ich deutete auf den Reporter. »Ich glaube, du bist uns zunächst einmal eine Erklärung schuldig.«
»Das schätze ich auch.« Bill trank einen Schluck und schaute zu Boden. Das tat er auch, während er sprach und uns berichtete, wie er überhaupt nach Berlin gekommen war. Unser Chef, Sir James, hatte ihm gesagt, wo wir waren.
Ich hob die Schultern. »Okay, du bist ins kalte Wasser gesprungen, jetzt wirst du schwimmen wie wir.« Dann stellte ich ihm den Kommissar aus Leipzig vor.
»Von Ihnen habe ich auch schon gehört, Mr. Conolly.«
»Sagen Sie Bill.«
»Gut, ich bin Harry.«
Ich wandte mich an Suko. »Und wie sieht es mit den Vampiren aus? Habt ihr noch…?«
»Eine Frau, John. Sie liegt oben in ihrem Zimmer. Will Mallmann hat sie angegriffen.«
»Und es gab keine Chance mehr?«
»Nein, wir kamen zu spät.«
Ein hohes, schrilles Lachen unterbrach die Gesprächsrunde. Nadine Berger hatte es ausgestoßen.
Als wir uns zu ihr umdrehten, nickte sie Bill Conolly zu. »Habe ich mich schon bei dir für meine Lebensrettung bedankt, Bill?«
»Darauf kann ich verzichten.«
»Ich tue es trotzdem. Aber glaube nur nicht, dass ich dich verschonen werde, wenn ich eine Chance sehe, an dein Blut zu gelangen. Rechne nicht damit.«
»Daran habe ich auch gedacht.«
»Was einmal gewesen ist, zählt nicht. Ich bin eine andere geworden. Ich gehöre nicht mehr zu euch Conollys. Ich stehe an der Seite von Dracula II, und der ist wesentlich mächtiger als ihr, das kann ich euch versprechen.«
»Du kennst ihn gut, wie?«, fragte ich.
»Sicher.«
»Dann kannst du uns sicherlich sagen, wohin er sich gewendet hat. Oder ist das zu viel verlangt?«
Sie lachte wieder hämisch. »Ich bin nicht er, John Sinclair. Das solltest du wissen.«
»Aber wir haben dich.«
»Na und?«
»Wenn er so an dir hängt wie du an ihm, dann wird er bestimmt versuchen, dich zu befreien. Davon bin ich beinahe überzeugt.«

»Aber nur beinahe. Mallmann verfolgt seine eigenen Pläne. Ich habe damit nichts zu tun.«

»Das scheint sogar zu stimmen«, murmelte Bill.

»Und da war noch etwas mit Wittenberg«, sagte ich zu Nadine. »Du hast davon gesprochen. Könntest du es noch einmal wiederholen?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Dann werde ich dir auf die Sprünge helfen. Du hast Wittenberg erwähnt, den Namen Dr. Drake und auch den Begriff eines schaurigen Erbes. Wenn ich alles zusammenzähle, kommt mir das sehr suspekt vor. Einiges scheint da nicht zu stimmen.«

»Finde es heraus, Geisterjäger!«, erwiderte sie trotzig.

Ich nickte ihr zu. »Ja, darauf kannst du dich verlassen. Aber eines ist auch sicher. Du, Nadine, wirst mit von der Partie sein. Wir werden dich mitschleifen und dafür Sorge tragen, dass du nicht mehr zubeißen kannst. Wenn nötig, mit einem Knebel in deinem Maul.«

Sie lachte nicht, sie lächelte.

Das gefiel mir überhaupt nicht…

***

Nach der Wende war Werner Kraus arbeitslos geworden. In seinem Betrieb, der Fliesen herstellte, lohnte es sich nicht mehr, auch nur einen Tag länger zu arbeiten. Die Leute hatte man entlassen, um sie anschließend in das soziale Netz Westdeutschlands fallen zu lassen.

Das war auch alles gut, dagegen hatte er nichts einzuwenden, aber Werner Kraus gehörte zu den Menschen, die ihr Leben gern selbst in die Hand nahmen.

Und so hatte er sich einen neuen Job gesucht. Er war flexibel und gleichzeitig auch lernbegierig, so war ihm der Wechsel in eine andere Branche leicht gefallen.

Er arbeitete jetzt als Vertreter für einen großen Verlag aus dem Westen. Er musste dafür sorgen, dass Romane und Zeitschriften an die Großhändler geliefert wurden. Auch um andere Dinge musste er sich kümmern. Der Job war stressig, denn zu seinem Gebiet gehörte Sachsen, Sachsen-Anhalt und auch noch ein Teil von Brandenburg. Da musste er einige Kilometer zurücklegen, um das Gebiet zu bereisen und die Termine einzuhalten. Einen Nachteil hatte der Job allerdings. Es lag nicht an der Arbeit selbst, dafür an seinem fahrbaren Untersatz, dem hellblauen Trabi, den er noch immer fuhr. In der Firmenleitung hatte man ihm allerdings versprochen, dass er bald einen Westwagen bekommen würde.

Oft genug musste Werner Kraus außerhalb übernachten. Wenn es die Reiseroute aber eben zuließ, sorgte er dafür, dass er am Abend oder in der Nacht zurück in die Nähe von Wittenberg fahren konnte, wo er auch wohnte. Geheiratet hatte er zwar, war aber inzwischen

geschieden worden und wieder zu seiner Mutter, einer Witwe, gezogen. Hinzu kam, dass die Hotels im Osten nicht gerade das Wahre waren und er sich zu Hause unter die Dusche stellen konnte und sich nicht nur mit einem Waschbecken begnügen musste.

An diesem Wochentag war er lange unterwegs gewesen. Die Strecke allerdings hatte er so gelegt, dass er am Abend hätte zu Hause sein können. Leider war ihm etwas dazwischen gekommen. Nichts Berufliches, sondern etwas Wetterbedingtes: Frost und Glatteis.

Auf einigen Straßen hatte er nur im Schritttempo fahren können. Der alte Trabi hatte sein Bestes gegeben, der Lkw vor ihm nicht, er war in den Graben gefahren bei einem Ausweichmanöver, und der zweite Wagen hatte die Fahrbahn blockiert.

Das bedeutete zwei Stunden Zwangspause.

Mittlerweile war es dunkel geworden. Kraus befand sich auf dem platten Land, sein Vorrat an Zigaretten neigte sich dem Ende entgegen, er verspürte Hunger und sagte sich, dass er es bis zu Hause nicht mehr aushielt.

Also fuhr er das nächste Dorf an, wo ein trübes Außenlicht die Tür einer Eckkneipe streifte und sich auf einer schmutzigen Scheibe verlor. In der Kneipe war es warm, weil der Kanonenofen in der Ecke bullerte, leider auch stank.

Ein Gruß aus dem Westen war ebenfalls vorhanden. Der nagelneue Zigarettenautomat, an dem sich Kraus zunächst einmal versorgte. Es saßen nur drei Gäste an der Theke, an den Tischen hockte niemand, der Wirt las in einer Zeitung und schaute erst auf, als sich Werner Kraus als vierter Gast an den Tresen stellte.

»'n Abend.«

»Hallo.« Der Wirt legte die Zeitung weg. »Was darf es denn sein, der Herr?«

Werner Kraus strich durch seinen Bart, der den Mund wie dunkel gewordenes Sauerkraut umwuchs.

Er rückte die Brille höher und meinte: »Eigentlich hätte ich Hunger.«

»Den habe ich auch!«, meldete sich einer der Gäste.

Der Mann hinter der Theke schaute den Sprecher kurz an. »Halt den Mund, Raasch. Du kannst zu Hause essen.«

»Warum?«

»Weil ich nur meine Spezialitäten an den verkaufe, der auch bezahlen kann.«

Die anderen lachten, während Raasch nur die Schultern hob und seinen Schnaps kippte.

»Was möchten Sie denn?«

Kraus hob die Schultern. »Was haben Sie?«

»Bockwurst und Buletten.«

Werner Kraus nickte. »Sind die Thekenflöhe gut?«

»Und wie. Sie müssen nur auf die Nägel achten, denn bei Pferdefleisch kann man für nichts garantieren.«

»War es ein alter Zosse?«

»Ja.«

»Dann geben Sie mir nur zwei. Aber die Buletten mit Affenkacke.«

»Hä?«

»Affenkacke ist Senf.« Werner Kraus grinste. »Wieder was dazugelernt, oder?«

»Kann man wohl sagen.«

Der Wirt hob eine Käseglocke aus Kunststoff in die Höhe und klaubte vom Teller zwei braune Buletten. Kraus bekam sie mit Senf, probierte und nickte. »Ja, die sind gut.«

»Sag ich doch. Auch was zu trinken?«

»Bier.«

Eines konnte er sich erlauben. Er brauchte jetzt einfach den Schluck. Der Mann hinter der Theke hatte unwahrscheinlich lange und behaarte Arme. Da konnte er zwei Schritte vom Zapfhahn entfernt stehen und immer noch einschenken.

Das Bier schäumte in das dickwandige Glas. Kraus trank, nachdem er die erste Frikadelle gegessen hatte. Er war kaputt, hockte auf seinem Sitz und lauschte den Gesprächen der anderen Gäste, die sich nur um Arbeit und die bevorstehende Wahl drehten.

Nach dem Essen rauchte er eine Zigarette, schaute auf seine Uhr und stellte fest, dass es verdammt spät geworden war. Es wurde Zeit, dass er nach Hause kam. Den nächsten Tag wollte er etwas langsamer angehen lassen.

»Wie weit müssen Sie denn noch?«

Kraus schaute in das Gesicht des Wirtes, das eine ziemlich graue Haut bekommen hatte, über der die Bartschatten lagen. »Bis Wittenberg.«

»Das sind noch einige Kilometer.«

»Klar. Ohne Autobahn, aber wahrscheinlich mit Glatteis. Macht so richtig Spaß.«

»Beruflich unterwegs?«

»Ja.«

»Seien Sie froh. Andere haben keinen Job, die jammern und klagen mir die Ohren voll.«

»Das wird schon noch werden.«

Der Wirt wechselte das Thema. Er beugte sich vor und winkte mit dem gekrümmten Zeigefinger.

»Hören Sie mal. Als Sie kamen, ist Ihnen da was aufgefallen?«

»Nein.« Kraus war ehrlich. »Was denn?«

»Ein - ähm - ein Schatten.«

»Tut mir Leid, den habe ich nicht gesehen. Wo soll das denn gewesen

sein?«

»Hier in der Nähe. Und der schwebte durch die Luft, haben mir Gäste erzählt.«

»Vielleicht ein Vogel.«

Der andere wiegte den Kopf und bewegte seine knochigen Schultern gleich mit. »Das will ich nicht unterschreiben. So große Vögel habe ich hier noch nie gesehen. Da waren Zeugen, die sogar von einem Adler sprachen.«

»Nein, habe ich nicht gesehen.« Kraus lachte. »Außerdem musste ich auf die Straße achten.«

»War auch nur eine Frage.« Ein Finger deutete auf das leere Glas. »Trinken Sie noch einen?«

»Nein, ich muss fahren und will zahlen.«

»Gut. Macht einen Fünfer, weil Sie es sind.«

»Genau?«

»Ja.«

»Preise habt ihr.«

Der Wirt lachte. »Wie im Westen, was?«

»So ähnlich.«

»Man passt sich eben an.«

Werner Kraus grüßte und ging. An der Tür hörte er noch die Stimme des Wirtes. »Denken Sie an den großen Schatten. Wenn Sie ihn sehen, ist es vielleicht schon zu spät.«

Kraus verließ kopfschüttelnd die Kneipe. Er wunderte sich immer wieder, auf welche Ideen die Leute kamen. Fliegende Schatten. Warum dann nicht gleich Vampire…?

Kraus stieg in seinen Wagen. Man konnte vom Trabi sagen, was man wollte, irgendwie sprang er immer an, auch wenn es sich anhörte, als würde jemand mit einem gewaltigen Quirl unter der Motorhaube herumrühren. Bis zu seinem Ziel hatte er noch ungefähr dreißig Kilometer zu fahren, allerdings quer über Land.

Mit der brennenden Zigarette im Mundwinkel lenkte er das Fahrzeug auf die Straße mit den tiefen Glotzaugen. So wurden von ihm die Schlaglöcher scherzhaft genannt. Einige waren noch vom letzten Regen mit Wasser gefüllt, das aufspritzte, wenn die Reifen des Trabis es zerfurchten.

Die alte Karre würde es noch ein paar Tage tun. Dann bekam Kraus seinen Dienstwagen, einen Ford, und mit dem kam er besser voran. Zum Glück hatte er noch am späteren Nachmittag getankt.

Die Füllung musste auch noch für die Tour am nächsten Tag reichen.

Den kleinen Ort hatte er rasch hinter sich gelassen und befand sich sehr bald auf der freien Fläche oder der Prärie, wie Kraus immer sagte. Da gab es nichts außer Wiesen, Weiden, hin und wieder ein paar Zäune oder einen verlassenen Schuppen, mal ein Stück Wald

dazwischen oder eine Buschgruppe.

Über allem schwebte der Himmel.

Weit, düster, wolkenverhangen, ohne Sterne. Ein dunkles Dach, das ängstlichen Menschen Furcht einjagen konnte.

Ihm nicht. Aber Werner Kraus dachte immer wieder an die Warnungen des Kneipenbesitzers, der von einem Schatten gesprochen hatte. Und er ertappte sich dabei, dass er hin und wieder den Kopf schräg legte und aus dem Fenster in Richtung Himmel peilte, um zu sehen, ob dort dieser ominöse Schatten erschien.

Bisher nicht.

Nur Wolken, Dunkelheit und hin und wieder graue Dunstflächen, die über den Feldern lagen.

Die Straße war mal breit, dann wuchs sie wieder zusammen. Oft flankiert von Pappeln. Ein leeres Stück Land, durch das Werner Kraus rollte. Er dachte bei sich, dass er hier nicht tot überm Zaun hängen wollte.

Leider hatte er kein Autoradio. Wenn er Musik hören wollte, dann setzte er seinen Walkman auf und spielte eine Kassette ab. Dazu hatte er heute auch nicht die Nerven, irgendetwas trieb ihn nach Hause, als wäre er auf der Flucht.

Die innere Unruhe sorgte auch dafür, dass er schneller fuhr als gewöhnlich, was dem guten Trabi nicht besonders bekam und er manchmal Bocksprünge vollführte wie ein alter Esel.

»Du willst mich doch jetzt nicht im Stich lassen, wie, du alte Mühle?«, murmelte er, als der Wagen wieder einmal besonders hoch sprang. Aber der hielt durch.

Dann sah Kraus den Schatten!

In der letzten Zeit hatte er nicht mehr an die Märchen des Wirtes gedacht. In diesem Augenblick aber musste er einsehen, dass es kein Märchen gewesen war.

Der Schatten war da.

Woher er gekommen war, konnte er nicht sagen. Jedenfalls aus der Luft, und er fiel direkt vor seinem Wagen nach unten wie eine gewaltige Decke, die alles unter sich begraben wollte.

Kraus trat auf die Bremse, weil er in diesem Augenblick reineweg nichts mehr sah.

»Mist!«

Der Trabi stand, Kraus blieb im Wagen sitzen, starrte durch die Scheibe und versuchte verzweifelt, den Schatten mit seinen Blicken zu durchdringen.

Es klappte nicht. Dieses verfluchte Tuch war einfach zu dunkel und hatte nicht einmal Löcher. Wer immer es geschleudert hatte, er hatte verdammt gut gezielt.

Wieso geschleudert? Erst jetzt kam Kraus das Unsinnige des

Gedankens zu Bewusstsein. Der Schatten war von allein geflogen und hatte sich auf seinen Wagen gesenkt.

Noch immer lag er da wie eine dicke Decke. Allerdings bewegte sie sich plötzlich.

An den beiden verschiedenen Seiten zog sie sich zusammen, breitete sich wieder aus, zog sich noch einmal zusammen und veränderte auch etwas ihre Höhe, als wäre ein gefährlicher Rochen dabei, sich unter Wasser halb aufzurichten.

Aber ein Rochen hat kein Gesicht. Dieser Schatten hier wohl. Denn als er sich von zwei Seiten zur Mitte hin zusammenzog, da entstand plötzlich ein bleiches Gesicht, normal groß, aber mit einem blutigroten Buchstaben, einem D, auf der Stirn.

Kraus vergaß zu atmen!

Er kam sich vor wie jemand, der auf dem Sitz festgenagelt worden war. Was man ihm da präsentierte, war einfach grauenhaft, das war nicht einmal ein böser Scherz, so etwas war derartig schlimm, dass es gefährlich wurde.

Er stöhnte auf, schlug die Hände vor sein Gesicht und wagte nicht einmal, durch die Lücke zwischen den Fingern zu schauen. Er wollte nichts sehen und nichts hören.

Werner Kraus hörte das Kratzen trotzdem.

Es war auf der Motorhaube entstanden, als wären Krallen dabei, den blauen Lack abzuschaben. Ein widerliches Geräusch, das dem Vertreter durch Mark und Bein glitt, ihn gleichzeitig aus seiner Lethargie hervorriss und ihm klarmachte, dass er in seinem Trabi nicht sicher war, denn der konnte zu einem rollenden Sarg für ihn werden.

Da gab es nur eines: den Wagen stehen lassen und weg.

Angeschnallt war Kraus nicht mehr. Natürlich klemmte die Tür, das war ja immer der Fall. Als er sie endlich aufgestoßen hatte, wäre er fast aus dem Fahrzeug gefallen. Als ihm die kalte Luft ins Gesicht schlug, dachte er plötzlich daran, dass sich der Teufel persönlich den Platz auf seiner Motorhaube ausgesucht hatte.

Er lief, ohne sich umzudrehen, und stolperte in einen Graben, wo es ihn erwischte.

Erst hörte er das leise Knacken, mit dem die Eisschicht brach, dann spürte er die verfluchte Kälte des Wassers bis weit über seine Knöchel und kam aus dem Schimpfen nicht mehr heraus. Irgendwie hatte er das Gefühl, den Graben einfach überwinden zu müssen, kletterte hinaus, bibberte und drehte sich um.

Der Schatten hockte noch immer da.

Er hatte sich gedreht und hochkant gestellt, sodass der Kopf mit dem roten D auf der Stirn genau in Richtung des Vertreters wies.

Das war wie ein Schlag in den Magen. Obwohl der unheimliche

Schatten auf der Kühlerhaube hocken blieb und sich praktisch nicht bewegte, bekam es Werner Kraus mit der Angst zu tun. Am besten war es, wenn er die Beine in die Hand nahm und losrannte so schnell wie möglich.

Gar nicht so einfach, wie er es sich vorgestellt hatte, denn der Boden war an einigen Stellen glatt wie Schmierseife, sodass Krauses Flucht eher den Bewegungen eines Hampelmanns glich, der versuchte, sein Gleichgewicht zu halten.

An einem verkrüppelten Baum, der zudem noch schief stand und wo die Äste weit nach unten wuchsen, klammerte er sich schließlich fest, legte eine Pause ein und drehte sich um.

Werner Kraus hatte einen günstigen Moment erwischt, denn der Schatten glitt von der Haube. Zunächst dachte der Mann, dass ihn der Unheimliche verfolgen würde, was er aber dann zu sehen bekam, sträubte ihm die Nackenhaare und ließ ihn gleichzeitig an seinem Verstand zweifeln. Er begriff die Welt nicht mehr und fragte sich, ob das überhaupt noch die reale Welt war.

Der Schatten sah zunächst aus, als würde unter ihn ein Windstoß fahren, der ihn aufblähte, sodass er wie eine gewaltige Wurst wirkte, die aber sehr schnell zusammenfiel.

Dafür entstand ein anderes Wesen, diesmal eines auf zwei Beinen - ein Mensch!

Kraus hörte sich selbst pfeifend atmen. Er wischte sich über Stirn, dann über die Augen. Die eisigen Füße hatte er vergessen, denn dieser vogelähnliche Schatten hatte sich zurück in einen Menschen verwandelt. Ein Mensch, der auf Werner Kraus den Eindruck einer pechschwarzen Figur machte, die sich auf der Stelle drehte und für einen Moment direkt in seine Richtung schaute.

Sofort ließ sich Kraus zu Boden fallen. Er landete in einem feuchten Gemisch aus Gras und Lehm.

Eine sehr weiche Erde, in die er Hände und Knie drückte.

Trotzdem drückte er seinen Kopf so hoch, dass er auch gegen die Gestalt schauen konnte.

Sie war schwarz und rot!

Auf der Stirn konnte er den Buchstaben zwar nicht genau erkennen, ging aber davon aus, dass es sich dabei nur um dieses D handeln konnte, das er schon einmal gesehen hatte.

Wieso? Wie war das möglich?

So rasch wie in diesen schrecklichen Augenblicken hatte sein Herz lange nicht mehr geklopft. Bei jedem Schlag hatte er den Eindruck, einen erneuten Schweißausbruch zu erleben. Er flüsterte sich selbst Worte zu, nur um sich zu beruhigen, und schrak noch einmal zusammen, als der Motor des Trabis mit einem mahlenden Geräusch ansprang.

Eigentlich hätte er hochspringen und versuchen müssen, den Dieb zu stoppen, das aber traute er sich nicht. Stattdessen kam er nur bis auf die Knie und schaute zu, wie der Wagen langsam anrollte und dabei eine Wolke giftiger Abgase ausstieß.

Dann fuhr er weg, einfach so…

Kraus starrte ihm nach. Die Brille war ihm fast bis an die Nasenspitze gerutscht. Er schüttelte sich, als hätte man ihn mit Wasser begossen. Auf seinem Kopf klebte eine Gänsehaut, die Furcht ließ ihn zittern und er merkte kaum, dass sein Trabi und der Dieb längst verschwunden waren. Das Echo des kratzenden Motors hatte sich längst aufgelöst, und Werner Kraus stand da, schaute an sich hinab, schüttelte den Kopf und kniff sich selbst in den Arm, bis es schmerzte und er merkte, dass es kein Traum gewesen war.

Das konnte doch nicht wahr sein! So etwas war pervers hoch vierzehn. Wenn er das einem erzählte, der hielt ihn für übergeschnappt oder geisteskrank.

Pfeifend atmete er ein, ging einige Schritte und kam wieder richtig zu sich, als er mit einem langen Schritt beinahe ihm Graben gelandet wäre.

Im letzten Moment konnte er ihn überspringen, stand auf der feuchten Straße und schaute in Richtung Südwesten, hinein in die Felder und Weite der Natur.

Dann brach es aus ihm hervor. Ein hartes Wort nur für eine weiche Masse, aber das schrie er mehrmals hintereinander in die Finsternis der stillen Nacht.

Was blieb ihm übrig?

Er musste zu Fuß laufen oder darauf hoffen, dass um diese nachtschlafende Zeit zufällig ein Auto vorbeikam, dessen Fahrer ihn bis Wittenberg mitnahm.

»Aber so viel Glück habe ich nicht!«, sagte er. »So viel Glück habe ich nicht!«, wiederholte er.

Ein Marsch durch die Karpaten mit nassen Füßen. Das hatte ihm gerade noch gefehlt. Da half alles Fluchen nichts, er war gezwungen, in den sauren Apfel zu beißen, und marschierte mit müden Bewegungen los.

Früher einmal hatte Kraus zu den Leuten gehört, die zwecks eines fehlenden Fahrzeugs zwangsläufig zu Fuß gegangen waren. Das lag lange zurück. Er war das Gehen nicht mehr gewohnt. Schon nach wenigen Kilometern waren seine Beine schwer geworden, die rechte Hacke tat ihm weh, er dachte an eine Blase und verfluchte sein Schicksal immer wieder.

Aber er musste weiter.

Noch immer hoffte er auf einen Wagen. In dieser Einöde war da nichts zu machen. Nicht einmal Liebespaare fuhren bei einer

derartigen Kälte auf das Land, um neckische Spielchen zu treiben. Er war mutterseelenallein auf weiter Flur.

Als er es leid war, fing er irgendwann an zu singen. Grölte alte Wanderlieder, die ihm gerade einfielen, oder dichtete sich selber neue Texte zu alten Melodien. So laut, dass irgendwo in weiter Ferne ein Hund anschlug.

»Ach, halt dein Maul, du Köter.« Er ging und sang weiter. Schließlich stieß er auf die normale Landstraße, die in Richtung Wittenberg führte. Hier hatte er auch noch nach Mitternacht eine Chance, auf einen Fahrer zu treffen, der ihn mitnahm.

Es hielt tatsächlich jemand. Zwei junge Männer in einem uralten Ford Granada, den sie im Westen sicherlich überteuert gekauft hatten, stoppten neben ihm.

»He, Werner, willst du mit?«

Kraus fiel gegen das Fahrzeug. Er kannte die beiden jungen Männer. »Euch schickt der Himmel.«

»Wieso?«

»Man hat meinen Wagen geklaut.« Er öffnete eine der Fondtüren und hörte, wie ihm das Lachen entgegenschallte.

»Die alte Kiste?«

»Ja.«

»Wer klaut denn noch Trabis?«, fragte der Beifahrer.

»Vielleicht ein Sammler.«

»Hört auf, Mensch. Ich habe einen Fußmarsch von mehr als zehn Kilometern hinter mir.«

»Geht auch schon auf zwei Uhr zu. Dann wollen wir mal.« Der Fahrer startete und gab zu viel Gas.

Auf dem feuchten Belag geriet der Ford ins Schleudern, und Kraus kam nicht umhin, die beiden Knaben an die Unfallstatistik zu erinnern, die sich in den letzten Monaten auf dem Gebiet der ehemaligen DDR dramatisch erhöht hatte.

»Wir doch nicht.«

»Seid lieber vorsichtig.«

Sie fuhren weiter. Keinesfalls langsamer, aber sie hatten Glück. Am Ortseingang von Wittenberg ließen sie Kraus aussteigen, denn die beiden jungen Leute wohnten in den grauen, kastenartigen Häusern links der Straße.

Den Rest konnte Werner Kraus zu Fuß gehen. Seine Mutter und er lebten in einem Haus aus den fünfziger Jahren. Der Besitzer hatte es vor zwei Monaten notdürftig renovieren lassen. Große Teile des Dachs waren geflickt worden, sodass es nicht mehr hineinregnete.

Die Haustür knarrte zum Steinerweichen, als Werner Kraus sie nach dem Aufschließen in den Flur drückte, wo es nach Essen, Sauerkraut, roch.

Wie immer bewegten sich auch die Stufen der Holztreppe, als hätten sie Schmerzen.
Leider musste er hoch bis in den letzten Stock. Es war der vierte, darüber existierte nur noch der Speicher, in den es hineingeregnet hatte. Da war die Wäsche manchmal feuchter von der Leine genommen, als sie aufgehängt worden war.
Werner Kraus' Mutter gehörte zu den Menschen, die nie vor Mitternacht ins Bett gingen und so lange in die Glotze schauten, bis Schnee kam. Um diese Zeit allerdings, in den frühen Morgenstunden, würde sie längst im Bett liegen, trotz des Farbfernsehers, den ihr Werner vor drei Monaten geschenkt hatte.
Er irrte sich. Als er die Tür aufschloss, sah er, wie das Licht brannte, und er hörte gleichzeitig das bekannte Rauschen der Toilettenspülung.
Seine Lippen zuckten, er schluckte, bekam für einen Moment weiche Knie, ohne den Grund zu kennen.
Dann öffnete seine Mutter die Tür. Sie trug den alten Morgenmantel, der mal lindgrün gewesen war, doch im Lauf der Zeit seine Farbe verloren hatte. Auf dem Kopf saß noch das Haarnetz, das sie immer dann trug, wenn sie einen Tag zuvor beim Friseur gewesen war.
»Du - Werner?«
»Ja, ich.«
»So spät?«
»Klar.« Er ging vor in den Wohnraum und machte dort Licht. Aus dem Schrank holte er eine Flasche Wodka. Er kippte zwei Fingerbreit der Flüssigkeit in ein Wasserglas, setzte es an und schluckte die Hälfte der scharfen Flüssigkeit.
Am Esstisch nahm er Platz. Sein Blick glitt ins Leere. Er holte tief Luft und bemerkte kaum, dass sich seine Mutter ihm gegenüber hinsetzte.
»Na, Werner? Was ist los?«
»Nichts, Mutter, überhaupt nichts. Nur dass ich einem Monster begegnet bin und dass man mir meinen wunderschönen Trabi gestohlen hat. Das ist alles.«
Frau Kraus sagte nichts. Ihre Hände strichen über die Tischplatte hinweg. Dann fragte sie leise:
»Kannst du mir das genauer erzählen, Werner?«
»Wenn du willst.«
»Ja, ich möchte es wissen.«
»Es ist aber nicht so einfach, Mutter. Wir haben - nun ja, es sind da Dinge passiert…«
»Trink noch einen Wodka, dann sehen wir weiter.«
Er leerte das Glas. Während seine Mutter noch einmal nachschenkte, begann Werner mit dem Bericht.
Frau Kraus hörte aufmerksam zu, doch irgendwann schlug sie ein Kreuzzeichen und fing an zu beten.

Werner stierte nur ins Leere…

***

Schlaf hatten wir in der Nacht nicht bekommen. Wir hatten allerdings eine alte Truhe gefunden, in der nun Nadine Berger gefesselt und geknebelt lag. Auch die Beine waren ihr in Höhe der Fußknöchel zusammengebunden worden.

Die Truhe war in einen Abstellraum gestellt worden, wo sie so leicht nicht gefunden werden konnte.

Dann hatten wir die Polizei alarmiert. Das war erst in den Morgenstunden geschehen, als die große Randale abgenommen hatte. Die Gäste hatten vorerst noch in ihren Zimmern bleiben müssen. So lange, bis die Leichen abtransportiert worden waren.

Kommissar Harry Stahl stand neben dem Ausgang und schaute zu, wie man die Leichen hinausbrachte. Er zählte für sich mit und schüttelte dann den Kopf.

»Wenn das in die Presse kommt, drehen die Leute durch«, sagte er, als ich neben ihm erschien.

»Nein, es wird geheim bleiben.«

»Und die Gäste?«

»Die wissen ja nicht genau, was geschehen ist.«

»Was ist denn mit Bill Conolly?«

»Der ist zwar Reporter, aber er schreibt nur das, was er auch verantworten kann.«

Der Kommissar nickte und strich über seine Haut unter den Augen, die von dunklen Ringen gezeichnet war. Da erging es ihm nicht anders als Suko und mir. Nur Bill sah noch verhältnismäßig frisch aus. Er befand sich nicht bei uns, sondern hielt dort Wache, wo Nadine Berger versteckt worden war. Wir wollten auf keinen Fall, dass sie durch einen Zufall entdeckt wurde.

Ein Mann vom Innensenat führte die Ermittlungen, und mit ihm hatten wir zu reden. Er war ein Mensch, mit dem man auskommen konnte und der Verständnis aufbrachte, obwohl er die Tatsachen kaum fassen konnte und sie einfach als gegeben hinnahm.

»Können Sie mir denn bestätigen«, fragte er eine halbe Stunde später, »dass es zu keinem Fall mehr kommen wird?«

»Hier nicht mehr.«

Der Mann räusperte sich. »Dann ist es aus mit den Vampiren - oder?« Er sprach das Wort Vampir nur unwillig aus.

Ich blickte auf seinen eleganten Anzug. Bei vielen gehörte das zum Politiker-Outfit. »Was soll ich dazu sagen? Ja, es ist hier wohl aus.«

Er hatte begriffen. Seine Augenbrauen verwandelten sich in hochgezogene Bögen. »Sie betonen das Wort hier besonders.«

»Richtig.«

Der Mann vom Senat zwinkerte hinter der Brille. »Dann könnte es woanders weitergehen?«

»Das genau befürchten wir«, sagte Kommissar Harry Stahl, der sich bisher zurückgehalten und nur an seinem heißen Kaffee genippt hatte. »Berlin ist, so will ich mal behaupten, vampirfrei. Andere Orte haben das Glück möglicherweise nicht.«

Der Mann aus dem Innensenat lehnte sich zurück. Er hatte sich gut mit der Situation abgefunden und machte uns auch keine Vorwürfe. »Wo könnte das sein, bitte?«

»Möglicherweise wieder in Wittenberg, wo für mich der Fall praktisch begann.«

Unser Gegenüber wirkte erleichtert. »Da bin ich nicht mehr zuständig. Die Kollegen in Sachsen-Anhalt sollten informiert werden. Sie werden wissen, was zu tun ist.«

»Davon möchte ich abraten«, sagte ich. »Es könnte sonst zu einer Panik kommen. Außerdem haben wir noch keine Beweise für unsere Annahme. Wenn wir eingreifen, dann benötigen wir kaum die Unterstützung der normalen Polizeibehörden. Vampire sind eine Sache, die uns angeht.«

»Stimmt. Das haben Sie hier gezeigt.« Der Mann erhob sich. »Jedenfalls werde ich mich darum bemühen, dass so wenig wie möglich an die Öffentlichkeit gelangt. Ich möchte einfach nicht, dass die Menschen hier in Panik verfallen.«

»Es wäre uns sehr recht.«

Der Politiker verabschiedete sich von uns mit Handschlägen. Er schwitzte, was kein Wunder war.

Harry Stahl und ich blieben im kleinen Konferenzraum des Hotels zurück. Der Kommissar rauchte gedankenversunken.

»Hast du was?«, fragte ich ihn.

»Irgendwie bin ich jetzt müde.«

Ich lächelte. »Da können wir uns wohl die Hand reichen. Die letzten Stunden haben uns geschlaucht.«

»Aber ein Bett bleibt ein Traum. Fahren wir also nach Wittenberg. Stellt sich die Frage, wie wir es machen. Hast du einen Wagen hier? Wir passen nicht alle in meinen, und Sukos Fahrzeug steht nicht in Berlin.«

Ich winkte ab. »Keine Sorge, ich finde schon einen Leihwagen, das ist das geringste Problem.«

»Nadine Berger wäre ein größeres.«

»Stimmt.«

»Wir nehmen sie mit?«

»Auf jeden Fall. Sie ist eine der Hauptpersonen und gleichzeitig ein Lockvogel. Ich gehe einfach mal davon aus, dass Mallmann sie nicht so ohne weiteres laufen lassen will. Wenn das der Fall ist, muss er in

unsere Nähe gelangen, und da könnte es sein, dass wir ihn möglicherweise packen. Aber das ist Theorie.«

»Wie die Rückverwandlung der Vampirin.« Der Kommissar schaute mich sehr genau an. »Mal ehrlich, John, hast du die Hoffnung aufgegeben, oder glaubst du noch immer daran, es schaffen zu können. Wie stehst du dazu?«

»Ich habe nichts aufgegeben.«

»Aber du…«

»Lass mich ausreden, Harry. Ich habe den Eindruck, einen Fehler begangen zu haben. Irgendwas habe ich falsch gemacht oder meine Möglichkeiten nicht ausgeschöpft, sodass…«

»Wunderbar«, sagte Suko, der den Raum betrat und meine letzten Worte gehört hatte, wobei er in die Hände klatschte. »Ich sage immer, dass Einsicht der erste Weg zur Besserung ist.«

»Hör auf.«

Er nahm auf der Tischkante Platz. »Was hast du, John? Gibt es irgendwelchen Ärger?«

»Nein, nicht hier. Bei dir?«

»Um Himmels willen, nein. Bei mir ist alles in Ordnung. Die Gäste benehmen sich wieder normal. Beinahe schon unnormal. Sie feiern ihre Befreiung oder was immer. Jedenfalls werden die Alkoholvorräte des Hotels kaum ausreichen, um die Lust am Feiern zu stoppen. Es wird furchtbar gesoffen. Das ist nichts für uns.«

»Was macht Bill?«

»Hält noch Wache.«

Ich räusperte mich. »Hör zu, Suko, wir haben beschlossen, einen Schlussstrich zu ziehen.«

»Wie löblich.«

»Aber nicht hier. Wir müssen noch einmal nach Wittenberg.«

»Da steht auch mein Leihwagen.«

»Vergiss den. Ich denke da eher an Nadine Bergers Worte. Sie erwähnte mir gegenüber diese Stadt. Dort muss es ein Geheimnis geben, das für beide interessant ist.«

»Du traust ihr?«

»Weshalb sollte sie mich anlügen?«, fragte ich. »Es hat keinen Sinn. Sie kann nur etwas erreichen, wenn sie uns auf eine ganz bestimmte Spur führt. Dann kann sie auch hoffen, dass wir verlieren. Oder siehst du es anders?«

»Nicht direkt.«

»Na bitte.«

Harry Stahl mischte sich ein. »John, du weißt nicht, was uns in Wittenberg widerfahren ist.«

»Doch, die Sache in Dr. Drakes Haus. Was ist eigentlich mit seinen, sagen wir, Patienten, geschehen?«

»Man hat sie in das Kreiskrankenhaus geschafft«, erklärte der Kommissar.
»Und weiter?«
»Nichts.«
»Also eine Beute für Mallmann?«
Harry Stahl strich über sein Kinn. »Glaubst du denn, dass er sich das Krankenhaus aussuchen wird?«
»Ich habe keine Ahnung. Möchte es allerdings auch nicht so weit wegwerfen. Mallmann wird alle Möglichkeiten nutzen. Wir müssen zudem davon ausgehen, dass er nicht in eine panikartige Reaktion verfallen ist. Der handelt stets eiskalt und berechnend. Zudem wird er es nicht hinnehmen können, dass wir ihm Nadine entrissen haben, auch wenn es uns nicht gelungen ist, sie zurückzuverwandeln. Das sind alles Dinge, die wir in die Rechnung mit hineinfügen müssen. Aber damit werden wir auch fertig werden müssen.«
Harry Stahl nickte. »Eins will ich euch sagen. An eurer Seite zu sein ist nicht gerade unspannend. Dabei habe ich gedacht, dass ich bei der Jagd damals nach Hoffmann so alles erlebt habe, was es zu erleben gibt. War wohl ein Irrtum.«
»Unsere Gegner sind vielfältiger und vielschichtiger«, gab Suko seinen Kommentar, »aber ich möchte noch einmal auf das Thema Wittenberg zurückkommen.«
»Bitte.«
Suko schaute mich an, dann Harry Stahl und sagte mit leiser Stimme: »Sind es tatsächlich nur die Opfer des Dr. Drake, die ihn in diese Stadt locken?«
»Rechnest du mit einem anderen Grund?«, fragte ich.
»Ja, das tue ich. Aber ich kenne die Stadt zu wenig. Wie ist es mit dir, Harry?«
Stahl hob die Schultern. »Das darfst du mich nicht fragen. Vierzig Jahre Misswirtschaft hat bei uns normalen Menschen das selbstständige Denken nahezu ausgelöscht.«
Suko winkte ab. »Das meine ich auch nicht. Ich möchte weiter zurückgehen. Wittenberg ist eine Stadt mit Vergangenheit. Ich denke da nur an den Reformator Luther. Ihr habt seinen Namen ja noch vor den Ort gesetzt, also Lutherstadt Wittenberg.«
»Stimmt.« Harry Stahl zog die Stirn kraus. »Bist du da nicht auf dem falschen Dampfer? Ausgerechnet Luther, der Reformator? Das will ich nicht glauben.«
»Gab es nur Luther?«, hakte ich nach. »Meiner Ansicht nach haben sich hier noch andere Dinge abgespielt.«
»Ach so.« Stahl nickte. »Klar, es war noch jemand in Wittenberg und hat dort sein Unwesen getrieben, wobei ich das nicht mit Luther vergleichen will. Wittenberg und Leipzig. Da gibt es einen Namen, der

sich eingeprägt hat: Dr. Faustus.«

»Genau.«

»Der große Studiosus, der helle Kopf, der fleißige Student, der den Rang eines Magisters erreichte«, zählte der Kommissar auf. »Hinzu kamen noch einige akademische Grade. Faust nannte sich Arzt, studierte Medizin, Mathematik und Astrologie. Er erzielte auch als Heilkundiger allerlei Erfolge, versuchte sich aber gleichzeitig in der Kunst der Magie und Geisterbeschwörung. Er war sehr unstet und einem bürgerlichen Lebenswandel nicht gerade angetan. Nach langen Jahren der Studien- und Wanderjahre kehrte er nach Wittenberg zurück. Er fiel in der kleinen Stadt bald auf und kam in den Verruf der Leichtfertigkeit, denn er hatte das Erbe seines Onkels schnell verbraucht, das ihm hinterlassen worden war. Doch er wollte weiterhin unabhängig sein und den großen Mann spielen. Deshalb beschloss er, mit dem Teufel in Verbindung zu treten, um sich ihm dienstbar zu machen. Er war sogar bereit, ihm dafür seine Seele zu verschreiben, denn er wollte vollkommen werden in der Kunst der Magie, um die Zusammenhänge zwischen Himmel und Erde zu erforschen. Der Drang, alles zu wissen, ließ ihm keine Ruhe und reizte ihn so, dass er sich eines Tages vornahm, die Geister des Himmels und der Erde durch zahlreiche Formeln und Beschwörungen herauszufordern.«

»Gut erzählt«, sagte Suko lächelnd. »Aber wie heißt es doch so schön? Da steh ich nun, ich armer Tor, und bin so klug als wie zuvor.«

»Ja, das sagte Goethe in seinem Faust.«

Ich fragte Suko. »Und du glaubst, dass Mallmann und dieser Dr. Faustus etwas miteinander zu tun haben könnten?«

»Weiß ich nicht.«

Ich winkte ab. »Faust ist Legende.«

Jetzt musste Harry Stahl widersprechen. »Ich gebe euch teilweise Recht, Freunde. Aber er ist auch eine historische Figur und hat sich um 1530 tatsächlich in Wittenberg aufgehalten. Hier soll er auch gestorben sein, und zwar in einem Gasthaus in Pratau. Das Lokal heißt ›Zum Freischütz‹ und existiert heute noch.«

Suko schaute mich an, ich ihn. Wahrscheinlich verfolgten wir dieselben Gedankengänge.

»Wäre das nicht eine Chance, John?«

Ich nickte. »Zumindest sollte man sie nicht von der Hand weisen. Man könnte sich das Gasthaus mal anschauen.«

Unser deutscher Kollege musste lachen. »Wollen wir wirklich dorthin? Das ist Sage, Legende.«

»Was genau?«

»Nun ja. Es gibt da einige Geschichten über seinen Tod. Er ist in diesem Gasthaus schließlich vom Teufel geholt worden. Das heißt, der

Teufel hat ihn zerrissen. Hirn und Blut klebten an den Wänden, die Augen lagen unter einem Tisch, die Zähne waren im Raum verstreut, und man sagte, dass der Teufel Faust an beiden Beinen gepackt und von einer Wand zur anderen geschlagen habe. Wie ich es euch beschrieben habe, wurde er von seinen Medizinstudenten gefunden. Seinen Diener Mephistopheles, der ja in Wirklichkeit der Teufel war, und auch seinen schwarzen Pudel fand man nie mehr. Beide blieben verschwunden.«

Ich zündete mir eine Zigarette an, blies den Rauch gegen die Decke mit den eingebauten Lampen darin und murmelte. »Mallmann und der Teufel, das würde passen.«

Stahl lachte leise. »Vergleichst du ihn irgendwie mit Faust?«

»Nicht direkt, aber im Prinzip wollten doch beide dasselbe. Oder irre ich mich da?«

»Sie wollten dem Bösen dienen.«

»Genau, Harry.«

Stahl strich durch sein Gesicht. »Wenn ich ehrlich sein soll, ist mir das zu hoch. Bisher habe ich alles für eine Legende gehalten.« Er hob die Schultern. »Aber bitte, wenn es die einzige Spur ist, die wir haben, an mir soll es nicht liegen. Ich bin dabei.«

»Das musst du sogar«, sagte ich.

»Wieso?«

»Du kennst dich in Wittenberg aus.«

»Kaum. Das ist mehr eine Sache für meinen Freund Gerd Naumann. Doch er wurde zum Vampir, wir mussten ihn töten.«

Ich schlug Harry auf die Schulter. »Sieh es etwas lockerer. Jedenfalls wissen wir jetzt, wo wir uns umschauen werden.«

»Mit Nadine!«

»Und ob«, sagte ich. »Auch wenn der Fall eine etwas andere Wendung nehmen sollte, sie ist und bleibt unser Lockvogel für Mallmann. Wäre doch gelacht, wenn wir diesen Blutsauger nicht aus seiner Reserve hervorlocken könnten.«

»Aber es gibt noch andere Stellen, wo sich Faust und seine Studenten herumgetrieben haben?«

»Bestimmt, Suko.« Harry Stahl nickte heftig. »Darauf kannst du dich verlassen. Wie oft haben, der Legende nach, Faust und seine Spießgesellen den kleinen Ort unsicher gemacht! Sie sind in die Häuser eingedrungen, haben sich überall umgesehen und auch ihre Spuren hinterlassen.«

Ich räusperte mich. »Mal schauen, wie es läuft, Freunde.« Ich blickte auf die Uhr. Die fünfte Morgenstunde war bereits angebrochen. »Kommt, wir wollen Bill nicht so lange warten lassen.«

Um ihn zu erreichen, mussten wir die große Lobby durchqueren. Hier hielten sich zahlreiche Hotelgäste auf. Sie wirkten wie

verwandelt. Zwar sahen wir auch von Angst gezeichnete Gesichter, bei den meisten jedoch war das Gefühl in Euphorie umgeschlagen. Daran trug auch der genossene Alkohol die Schuld. Einige noch verbliebene Polizisten kamen sich zwischen den angetrunkenen Gästen ziemlich verloren vor.

Bill Conolly fanden wir an der Wand gelehnt. Er sah aus, als würde er im Stehen schlafen. Als wir vor ihm stehen blieben, rieb er seine Augen und grinste schief.

»Guten Morgen«, sagte ich. »Ja, danke.«

»Ausgeschlafen?«, fragte Suko.

»Nein, abgebrochen.«

»Und Nadine?«

Bill deutete auf die schmale Tür, den Eingang zur Kammer. »Die ist noch da. Darauf kannst du dich verlassen.«

»Dann schauen wir mal«, schlug ich vor.

Abgeschlossen war die Türe nicht. Ich zog sie auf und blickte in den sehr engen Raum. Die Truhe hatte so eben Platz gefunden. Zwischen ihr und den Wänden bestand kaum ein Zwischenraum.

Der Deckel war geschlossen. Kein Laut drang an unsere Ohren, auch dann nicht, als ich klopfte und auf eine Reaktion wartete.

»Sie ist noch da!«, sagte Bill, als er meinen skeptischen Blick bemerkte.

»Ich habe nichts gesagt.«

»Keine Sorge, ich kenne dich.«

Suko half mir dabei, die Schlösser zu öffnen. Die Metallzungen schnappten hoch und wir konnten auch den Deckel anheben. Das geschah langsam, doch wir waren wie auf einem Sprung, weil wir damit rechneten, dass Nadine hochschießen würde, um uns an die Kehle zu fahren.

Sie verhielt sich völlig anders. Sie lag auf dem Rücken, die Beine angewinkelt, den Knebel verrutscht, die Beine ebenso gefesselt wie die Hände.

Und sie sah aus, als würde sie schlafen, denn sie hielt ihre Augen geschlossen.

»Lass mich mal!«, sagte Bill und bückte sich. Er wollte ihr den Knebel lösen.

Nadine reagierte noch immer nicht. Erst als ihr Bill das Tuch zwischen den Lippen weggezerrt hatte, reagierte sie. Trotz ihrer Fesseln fuhr sie fauchend hoch und wollte Bill tatsächlich ihre Zähne in den Hals schlagen.

Der Reporter zuckte zurück. Ich zerrte ihn noch weiter nach hinten und sah auch, wie er erbleichte.

»Nun, Alter?«

»Verdammt!«, keuchte er. »Die ist ja wahnsinnig.«

»Nein, sie ist eine Untote und hat für ihre Verhältnisse völlig normal reagiert.«

»Eigentlich sollte man sie pfählen!«, sagte Harry Stahl.

Wütend fuhr Bill herum und funkelte den Kommissar an. »Nein, das werden wir nicht!«

Harry wich zurück, hob beide Hände und winkte ab. »Keine Sorge, ich habe nur meine Meinung kundgetan.«

»Behalten Sie die für sich.«

»Bill«, sagte ich leise und beschwörend. »Findest du nicht, dass du zu übertrieben reagiert hast?«

Er stand unter Dampf, atmete schwer durch die Nase und schaute mich starr an. »Okay«, sagte er dann, den Kopf dabei senkend. »Vielleicht habe ich zu hart reagiert. Aber ist das ein Wunder, verflucht? Ist das ein Wunder?«

Ich winkte ab. »Schon gut, Bill, wir wissen, wie du zu Nadine stehst. Und wir werden auch weiterhin versuchen, sie so zu lassen, wie sie ist. Aber irgendwann einmal klappt das nicht mehr. Dann müssen wir uns entscheiden.«

»John.« Bill stieß mir gegen die Brust. »Ich weiß, dass du etwas anders denkst als ich. Aber es sind noch nicht alle Chancen genutzt worden. Solange Mallmann noch lebt, wird auch Nadine existieren. Ich werde mich um sie kümmern.«

»Wie denn?«

»Und wenn ich sie gefangen halte. Ich will nicht, dass sie gepfählt oder durch eine Silberkugel getötet wird. Ich habe ihr einfach zu viel zu verdanken. Und meine Familie ebenfalls.«

»Aber sie ist kein Mensch mehr«, widersprach Harry Stahl, der Bills Ansichten nicht teilen konnte.

»Das weiß ich selbst.«

Nadine hatte uns zugehört. Sie saß aufrecht in ihrer Truhe und drehte dabei den Kopf, damit sie jeden von uns anschauen konnte. Die Lippen hatte sie in die Breite gezogen, damit sie ein wölfisches Grinsen produzieren konnte und ihre Zähne dabei frei lagen. Sie war eine Bestie, sie wollte Blut und sie würde jede Chance wahrnehmen, die sich ihr bot. Das stand für uns fest.

Bill Conolly kam wieder auf die Realitäten zu sprechen. »Ich habe hier gewartet, ihr nicht. Darf ich fragen, ob ihr schon Pläne für die Zukunft gemacht habt?«

»Das haben wir«, sagte Suko. »Wir werden wieder zurück an den Ausgangspunkt fahren, nach Wittenberg.«

Bill überlegte. »Und dann?«

»Wir wissen es noch nicht.«

»Aber warum in diese Stadt?«

»Das ist ganz einfach, mein Freund. Den Tipp hat Nadine John

Sinclair gegeben. Sie sprach die Stadt an, und deshalb rechnen wir damit, dass sich auch Mallmann dort herumtreibt.«

»Ist das sicher?«

Suko hob die Schultern. »Was ist schon sicher? Es ist zumindest eine Spur.«.

Der Reporter nickte. »Ja, wir müssen alle Möglichkeiten ausnutzen.« Er blickte auf die hockende Nadine. »Können wir denn davon ausgehen, dass sie gerettet wird?«

»Das weiß keiner.«

Bill räusperte sich. »Wenn wir Mallmann haben, dann müsste es eine Chance geben.«

Ich war anderer Meinung. »Bill, tu mir einen Gefallen. Versteif dich nicht zu sehr auf Will Mallmann. Er wird kaum derjenige sein, der die Person wieder ins Leben zurückholt. Oder ihr das normale Aussehen gibt. Da mach dir mal keine falsche Hoffnungen.«

»Ach ja?«

Ich wechselte das Thema. »Bleibt ihr hier, während ich versuche, einen Leihwagen zu bekommen.«

»Gut.«

Gedankenschwer ließ ich die Freunde allein. Ich dachte über Bill Conolly nach. Hoffentlich erwies sich sein Dabeisein nicht noch als Hindernis für uns, denn Bill war einfach zu gefühlsbeladen. Ich wollte mich davon nicht freisprechen, bei mir jedoch hatte der Realismus die Oberhand gewonnen.

Wenn es tatsächlich keine andere Chance mehr gab, musste Nadine erlöst werden. Das flüssige Leben hatte ja nichts erreicht, worüber ich sauer war und es eigentlich nicht so recht fassen konnte.

Jemand kam mir entgegen und schwenkte eine Weinflasche. Der Mann hielt an der anderen Hand ein Zimmermädchen, dessen Lippenstift verschmiert war.

»Los, Bruder, trink einen Schluck mit mir. Wir sind der Hölle entkommen, jetzt feiern wir im Himmel mit den kleinen Engelchen.« Er lachte und presste das Zimmermädchen in einer eindeutigen Pose an sich.

Ich ließ die beiden stehen und wandte mich der Rezeption zu, die ebenfalls umlagert war. Der Hoteldirektor schwitzte ebenso wie seine Angestellten.

Aus einem Nebenraum konnte ich zum Glück telefonieren. Die Leihwagenfirma war Tag und Nacht besetzt. Man versprach mir, einen Wagen zum Hotel zu schicken.

»Wann ungefähr?«

»Das geht schnell, Mr. Sinclair.«

»Gut, wir warten vor dem Eingang.«

»Möchten Sie eine bestimmte Marke?« Ich dachte an Suko und seine

Vorliebe für den BMW. »Wenn Sie den Wagen aus Bayern hätten…«

»Ja, einen BMW. Moment bitte.« Nach sechs Sekunden meldete sie sich wieder. »Das klappt. Es ist ein 525er.«

»Ich danke Ihnen.« Dann musste ich noch die Nummer meiner Kreditkarte durchgeben.

»Es ist ein BMW«, meldete ich, als ich zu meinen Freunden zurückkehrte. Auf Sukos Gesicht ging die Sonne auf.

»Man kann sich sogar auf dich verlassen.«

»Ich weiß ja, wie eigen du bist.«

»Und wie machen wir es mit der Verteilung?«, fragte Bill. »Ich will bei Nadine bleiben.«

»Kannst du.«

»Wollen Sie mit mir fahren?«, fragte Harry.

»Das ist wohl am besten.«

Ich lächelte in mich hinein. Wahrscheinlich befürchtete der Reporter, dass Suko und ich nicht so handeln würden, wie er es gern gehabt hätte.

»Dann hol sie aus der Truhe, Bill.«

Der Reporter bückte sich. Er löste Nadines Fußfesseln, die Hände ließ er gebunden.

Die Blutsaugerin tat nichts. Sie schaute nur in die Runde, um der Reihe nach den einen oder anderen von uns anblicken zu können. In ihren Augen las ich diesmal kein Gefühl. Nicht einmal die Gier nach Blut malte sich darin ab. Was allerdings nicht hieß, dass sie aufgegeben hatte. Sie würde weitermachen.

»Wann kommt der Wagen?«, fragte Suko.

»Man hat mir gesagt, dass es schnell gehen soll. Wir werden vor dem Eingang stehen.«

»Gut.«

»Allerdings möchte ich, dass wir nicht durch die Lobby gehen. Gibt es einen Hinterausgang?«

»Bestimmt«, sagte Harry Stahl. Er war auch derjenige, der voranging und den Ausgang sehr bald gefunden hatte. Danach mussten wir das Hotel umrunden. Nadine Berger ging zwischen uns, den Blick hielt sie gesenkt. Sie gab auch kein Geräusch von sich, schritt neben uns her wie eine Gefangene, was sie letztendlich auch war.

Wieder nach Wittenberg!

Ich war gespannt, was uns dort erwartete. Ein Urlaub würde es sicherlich nicht werden…

***

Wer die Straße von Bad Düben in Richtung Norden fuhr, der passierte unweigerlich kurz vor der Lutherstadt Wittenberg den kleinen Ort Pratau, wo es das Gasthaus zum Freischütz gab, in dem

Dr. Faustus der Legende nach sein Leben ausgehaucht hatte. Das heißt, er war buchstäblich vom Teufel geholt worden.

Es hatte schon um 1750 dort gestanden, war natürlich verändert worden, doch die ganz alten Grundmauern waren noch vorhanden. Und auf sie setzte der Blutsauger.

Ein Vampir in einem Trabi!

Eigentlich eine Sache, über die man lachen oder schmunzeln konnte. Nicht aber, wenn in diesem Trabi eine Gestalt wie Will Mallmann saß, ein brandgefährlicher Blutsauger, ein Vampir der Extraklasse, ein grauenhaftes Wesen, das unterwegs war, um das Böse zu locken. Er wollte dem Gasthaus einen Besuch abstatten, dabei spielte es für ihn keine Rolle, zu welcher Zeit er es anfuhr.

Der neue Tag war zwar schon einige Stunden alt, doch die November-Dunkelheit lag nach wie vor über dem Land und sie vermischte sich mit einem grauen Dunst, der geisterhaft aus den Weiden und Wiesen stieg und sich immer mehr verdichtete, weil es rund um Wittenberg herum zahlreiche kleine Bäche gab, die das flache Gelände durchzogen und mit ihrer Feuchtigkeit für die zahlreichen Nebelinseln sorgten.

Er rollte in die Leere des herannahenden Morgens hinein, hockte geduckt hinter dem Lenkrad, starrte durch die Scheibe und musste mit ansehen, wie das Licht seiner Scheinwerfer innerhalb der Nebelsuppe allmählich zerfloss.

Es war kaum etwas zu erkennen, was den Blutsauger kaum störte. Er fand zielsicher seinen Weg und rollte zurzeit des tiefsten Schlafs der Menschen in Pratau ein.

Bisher war er noch nie an dem alten Gasthaus gewesen, doch er spürte mit seinen magisch sensiblen Sinnen, dass es nicht weit von ihm entfernt liegen musste.

Der Nebel war noch stärker geworden. Schwerfällig sah es aus, wie sich der Trabi durch den Dunst wühlte. Häuser waren kaum zu erkennen. Sie verschwammen hinter den grauen Wänden, wobei ihre Fassaden allmählich zerflossen.

Ab und zu sah er ein Licht. Auch wenn es sich in seiner Nähe befand, wirkte es so weit entfernt wie ein Stern im All.

Mallmann lächelte. Längst hatte er den Strahl des Bösen gespürt, der ihn leitete. Er wusste plötzlich genau, wie er zu fahren hatte, und er freute sich darüber, wieder auf Dinge zu treffen, die von der Schwarzen Magie geleitet wurden.

Schließlich fand er sein Ziel. Ob es in der Mitte des Ortes oder an seinen Enden lag, war für ihn nicht genau zu erkennen. Er wusste nur, dass er da war, und lenkte seinen Wagen von der Straße weg auf eine freie Fläche, wo er parken konnte.

Mallmann war froh, den Trabi verlassen zu können. Die Scheinwerfer

hatte er längst ausgeschaltet.

Im Schutz der Dunkelheit tastete er sich vor, da er den normalen Eingang finden und ihn auch benutzen wollte.

Natürlich war die Tür verschlossen. Er ließ seinen Blick an der Fassade hochgleiten. Über der Tür erkannte er undeutlich den dort eingravierten Namen.

Mallmann wollte nicht auffallen. Er hätte den Wirt oder die Wirtin locken können, ihr Blut hätte ihm bestimmt geschmeckt, das wollte er aber nicht, denn er spürte, dass in diesen alten Mauern noch etwas anderes lauerte und auf seine Befreiung wartete.

Es war das Unheil, das Böse, möglicherweise das Erbe des Dr. Faustus, den der Teufel geholt hatte.

Seinen Körper hatte er zerstören können, den Geist allerdings nicht. Darauf baute der Vampir. Er war fest davon überzeugt, dass der Geist des Dr. Faustus noch in diesem alten Gemäuer umherirrte und nur darauf wartete, mit Gleichgesinnten in engen Kontakt treten zu können.

Auch wenn alle Türen oder Fenster verschlossen waren, Mallmann würde sich Einlass verschaffen.

Nur musste das nicht unbedingt durch den normalen Eingang sein, er konnte auch von einer anderen Seite her ins Innere des Gasthauses gelangen.

Wie ein streunender Kater schlich er an der Hauswand entlang. Wenn ihm Gestrüpp den Weg versperrte, drückte er es zur Seite oder umging es.

Das Gasthaus war relativ verwinkelt gebaut worden. Es gab einen kleinen Anbau, außerdem war es an der Frontseite turmähnlich hochgezogen worden, und der hintere Anbau war auch mit einer Tür versehen worden, die natürlich verschlossen war.

Mallmann strich über sein bleiches Gesicht und drückte danach sein dunkles Haar zurück. Er wollte darüber nachdenken, wie er am besten in das Gasthaus gelangte.

Die Tür war verschlossen, aber nicht sehr stabil. Über seine Lippen huschte ein kaltes Lächeln, als er die rechte Hand in Höhe des Schlosses gegen das alte Holz legte und zudrückte.

Die Tür knarrte, sie ächzte, sie bewegte sich - und sie sprang plötzlich auf. Das Schloss hatte dem Druck einfach nicht mehr standhalten können.

Mallmann blieb noch für einen Moment auf der Schwelle stehen, um zu lauschen. Sein Eindringen war nicht lautlos erfolgt, doch es gab auch niemanden, der deswegen gekommen wäre und ihn zur Rede gestellt hätte.

Wäre er ein normaler Mensch gewesen, so hätte ihn die kalte Stille frösteln lassen. In diesem Fall spürte er nichts. Vampire sind gefühllos,

sie kennen weder Kälte noch Hitze und empfinden auch keine Schmerzen wie die normalen Menschen.

Man hätte ihn mit einem scharfen Messer anritzen können, es wäre ihm egal gewesen, und eine Gestalt wie Will Mallmann fühlte sich deshalb als unbesiegbar.

Zudem stand er unter dem Schutz des Blutsteins, der dafür sorgte, dass ihm selbst geweihtes Silber nichts anhaben konnte.

Es wäre vermessen gewesen, hinter der Tür direkt den Gastraum zu vermuten. Mallmann gelangte in einen kleinen Flur. Ein Mensch hätte den muffigen Geruch wahrgenommen, zudem lagen die Toilettenräume nicht weit entfernt, aber das alles kümmerte den Vampir nicht. Er wollte dorthin, wo sich das böse Erbe manifestierte.

Und seine Sinne trogen ihn nicht.

Zielsicher führte ihn die Spur tiefer in das alte Gasthaus hinein.

Schon bald wich der Steinboden. Mallmann ging über Bohlenbretter, entdeckte eine schmale Stiege, sah kein Licht und schob sich vorbei an alten Bildern.

Alles geschah im Stockfinstern. Ihm machte es nichts aus, er fand sich auch so zurecht, und er war zu sehen, denn auf der Stirn leuchtete dunkelrot das D.

Es war sein Signum, sein Zeichen, der Beweis dafür, dass er die Nachfolge Draculas angetreten hatte. Denn er, Will Mallmann, war Dracula II.

Eine große Öffnung in der Wand führte in die Küche. Dort wollte Mallmann nicht hin. Der Vampir roch das Böse, und dieser Weg führte ihn geradeaus.

In der Gaststube war er zufrieden!

Hier konnte er auch mehr sehen, die Fenster, die Finsternis, die grauen Nebelschwaden. Ein bedrückendes Gefühl für einen normalen Menschen, nicht für den Blutsauger. Er mochte die Atmosphäre des Unheimlichen, erinnerte sie ihn doch daran, dass die Menschen Furcht und Angst vor ihr hatten, denn so reagierten sie auch auf seinen Anblick.

Er sah die Theke, die Stühle, die Tische. Unter seinen Füßen knarrte das Holz. Die Decke war ziemlich niedrig und die alten Balken strömten einen bestimmten Geruch aus. Man konnte den Eindruck haben, den Puls der Geschichte oder Vergangenheit zu fühlen.

Er hätte auch die Lampe einschalten können, davon jedoch nahm er Abstand. Ein Blutsauger war nicht umsonst ein Geschöpf der Nacht, und er fand sich auch in der Dunkelheit zurecht.

Bisher hatte er sich auf die Telepathie des Bösen verlassen. Sie hatte dafür gesorgt, dass er den richtigen Weg fand. Das aber musste sich ändern, denn Mallmann wollte die Quelle finden, also den Geist des Dr. Faustus oder das Erbe des Teufels.

Hier hatte der Leibhaftige der Legende nach den Arzt und Magier in einem wahren Anfall von Wut zerrissen, hatte seine einzelnen Körperteile verteilt, die Wände mit Blut und Hirn beschmiert, doch eine Spur dessen fand der Untote nicht.

Und doch war etwas vorhanden…

Mallmann blieb in dem Gastraum stehen und drehte sich um die eigene Achse, wobei auch sein Kopf diese Bewegung mitmachte und der Buchstabe an seiner Stirn aussah, als würde er wandern.

Will Mallmann wollte mit dem anderen in Kontakt treten. Es war ihm zwar fremd, aber beide gehörten irgendwie zusammen, denn beide verachteten Menschen.

Hatte sich der Geist des Dr. Faustus gehalten? Es war etwas vorhanden, er merkte es deutlich. Immer wieder starrte er in die Dunkelheit und ließ mit seinen Blicken auch die Fenster nicht aus, um erkennen zu können, ob sich dort vielleicht etwas tat.

Aber da war auch nichts.

Nebel, Wolken, Dunst, geisterhafte, lautlose Bewegungen, aber keine Gestalt.

Unter der Deckenlampe blieb er stehen. Und plötzlich spürte er etwas. Nur einen Hauch, doch er war sicher, dass dieses kalte Streifen seines Gesichts nicht normal war.

Woher ihn der Hauch erreichte, wusste er nicht. Er konnte keine Quelle entdecken, er war einfach da und schien von überall hergekommen zu sein.

Kälte, die auch er spürte. Das konnte nur seinen Ursprung im Metaphysischen haben.

Plötzlich war er da!

Selbst ein Wesen wie Mallmann wurde davon überrascht, denn zwischen ihm und der Theke entstand plötzlich ein blaues Leuchten, als wäre es von der Decke auf den Boden nieder gefallen, wo es sich manifestierte und einen Kreis bildete.

Mallmann tat nichts. Er ließ seine Blicke nicht mehr wandern und konzentrierte sich auf das bläulich schimmernde Elmsfeuer, auf diesen Gruß aus dem Jenseits.

Der Kreis blieb. Er bewegte sich von innen hervor. Es sah so aus, als würde er permanent um sich selbst laufen, ohne dabei seine Stellung auch nur um einen Deut zu verändern.

Unbeweglich stand der Vampir auf dem Fleck. Er erinnerte dabei an ein Stück Eis. In seinen Augen lag nicht das kleinste Funkeln. Die Lippen waren so hart zusammengepresst, dass sie in seinem Gesicht nicht auffielen.

Und das geisterhafte Licht bewegte sich völlig lautlos. Kein Knistern, kein Funken, dafür das sich plötzliche Zusammenziehen des Kreises, damit er eine andere Figur bilden konnte.

Lang gezogen, gestreckt, so stach er in die Höhe und nahm die Größe eines Menschen an.

Wirklich ein Mensch?

Jemand lachte Mallmann schaurig an. Nur einer konnte dermaßen hämisch, hinterlistig und schaurig lachen.

Der Teufel!

***

Er war gekommen, er stand da. Er hatte sich aus dem magischen Licht hervorgebildet und er trug sogar die Kleidung der lutherischen Zeit.

Ein Wams, Kniebundhosen, eine Jacke und eine dieser flachen Mützen, geschmückt mit einem Federbusch, der keck wippte. Das Gesicht war bleich und bläulich. Kalte Augen, ein breiter Mund mit Stiftzähnen, hohle Wangen, über die Schatten huschten.

Die beiden Beine unterschiedlich lang. Das Linke war kürzer, dafür hatte es einen wesentlich dickeren Fuß. So war der Teufel oft erschienen, als Klumpfuß und Bocksbeiniger.

Furcht verspürte der Blutsauger nicht, denn beide befanden sich auf einer Wellenlänge. Sie dienten dem Bösen, wobei Mallmann bisher noch nie dem Teufel gegenübergestanden hatte.

Der lachte und sprach ihn an. Jedes Wort hörte sich an, als käme es aus einem heißen Ofen herausgezischt.

»Ich grüße dich, Blutsauger. Ja, ich grüße dich, denn zum ersten Mal stehen sich Asmodis und ein mächtiger Vampir gegenüber. Zudem an einer historischen Stätte, wo ich lange Zeit gewirkt habe.«

»Das weiß ich«, erwiderte Mallmann. »Die Legenden um den Dr. Faust sind auch noch heute modern.«

Der Teufel winkte mit einer Hand. »Nicht nur um ihn, mein Freund. Vergiss Mephisto nicht.«

»Das warst du?«

»Ja.«

»Und du bist nach Fausts Verdammnis verschwunden?«

»So ist es. Ich habe ihn, den Menschen, zerrissen. Er wollte einfach zu viel. Sein Plan lief darauf hinaus, mächtiger zu sein als ich. Das konnte ich nicht zulassen. Wer als Mensch darf schon die Gesetze erfassen, die die Welt und die Gestirne in Gang halten? Nein, das war einfach zu viel. Ich hoffe, du merkst dir das, Vampir.«

Will Mallmann wusste, dass ihm der Teufel überlegen war. »Ich bin nicht größenwahnsinnig.«

Asmodis lächelte breit. »Wie schön. Denk immer daran, dass ich der Herrscher über das Böse bin.«

»Das weiß ich. Aber nicht dich habe ich hier erwartet, mich hat eine andere Spur hergeführt.«

»Welche ist das?«
»Ich habe erwartet, den Geist des Dr. Faustus hier zu finden. Oder hast du ihn auch vernichtet?«
Der Teufel deutete auf sich, um anschließend seine Arme auszubreiten. »Ich bin unschuldig.«
Das nahm ihm Mallmann zwar nicht ganz ab, ließ die Behauptung jedoch unwidersprochen im Raum stehen. »Gibt es ihn noch, oder gibt es den Geist des Dr. Faustus nicht mehr?«
»Was willst du von ihm?«
»Ich suche Helfer.«
»Gegen wen?«
»Du musst ihn kennen. Geisterjäger John Sinclair und seine Freunde sind eingefallen, und ich…«
Das harte Lachen des Teufels unterbrach Mallmann. Es war kein lautes Lachen, es hörte sich mehr an wie ein Zischen, doch es war verdammt böse. Dabei schüttelte sich die Gestalt, als würde sie von gewaltigen Stromstößen durchzuckt.
»Willst du ihn, Asmodis?«
Das Lachen brach ab. »Und ob ich ihn will. Ich möchte, dass ihn der Teufel holt, so wie ich mir damals Dr. Faustus geholt habe. Hast du verstanden, Mallmann?«
»Ich weiß Bescheid.«
»Gut, reden wir weiter. Was macht dich so sicher, dass er hierher kommt? In dieses Gasthaus?«
»Ich habe eine Spur gelegt. Er hat einen Hinweis bekommen. Er hat mir etwas geraubt, was mir persönlich gehört. Er nahm mir eine Dienerin weg.«
»Die Berger.«
»Kompliment, du kennst dich aus.«
»Ich habe meine Spione überall. Ich halte vieles unter Kontrolle, auch wenn es nicht so aussieht.«
»Gut. Sie will ich. Ich werde sie auch bekommen. Und ich möchte, dass du Sinclair kriegst.«
Asmodis nickte. Dabei rieb er seine Hände, die zwar schlank wirkten, trotzdem jedoch an Klauen erinnerten. Das konnte auch an der dunklen Haut liegen. »Es ist nicht so einfach, wie du es dir vorgestellt hast, Mallmann. Ich muss dich warnen.«
»Ja, ich kenne Sinclair!«
»Er hat ein Kreuz!«
Der Vampir zog die Oberlippe zurück und zeigte seine gefährlichen Blutzähne. »Denkst du nicht, dass wir beide gemeinsam stärker sind als Sinclair?«
Asmodis wiegte den Kopf. »Ich lasse mich gern vom Gegenteil überzeugen, aber auch ich habe unzählige Versuche unternommen,

um ihn vernichten zu können. Leider ist mir keiner richtig gelungen. Aber er hat es auch nicht geschafft.«

»Deshalb müssen wir beide es ja versuchen.«

»Bitte sehr.«

Will Mallmann hatte sich die Begegnung mit dem Höllenherrscher anders vorgestellt. Ihm war bekannt, dass der Teufel in Verkleidungen auftrat. Er konnte als Jüngling erscheinen, als Greis oder als Monster, von der Kraft her blieb er eigentlich der Gleiche. Jetzt wunderte sich Mallmann darüber, welch einen Rückzieher das Geschöpf aus der Hölle tat.

»Bist du feige?«

Asmodis stand starr. Plötzlich umtanzten ihn wieder die blauen Funken. Mallmann rechnete damit, dass er verschwinden würde, doch er blieb, schickte nur das magische Feuer auf ihn zu, und der Vampir merkte, wie mächtig Asmodis war.

Er riss sich zusammen, denn normalerweise hätte er schreien müssen, als ihn die Funken umsprühten und den harten Schmerz wie eine Decke über seinem Körper ausbreitete. Da nutzte ihm selbst die Kraft eines Untoten nichts mehr. Wenn Asmodis wollte, würde er innerhalb des magischen Feuers zu Staub zerfallen.

Grauenhaftes musste mit ihm passieren. Wurde da die Haut von seinen Gesicht gelöst, als hätte man sie abgespalten und mit Pinzetten nach unten gezerrt?

Er brachte einen Arm hoch, führte die Hand zu seinem glühenden Gesicht.

Und Asmodis fragte: »Wie feige bin ich?«

»Nein - nein!«, ächzte der Blutsauger. »Ich - ich habe es nicht so gemeint. Du - du bist stärker. Du bist mir überlegen. Ich habe mich geirrt, Asmodis. Ja, ich habe mich geirrt.«

Der Höllenherrscher nahm die Entschuldigung des Vampirs an. So schnell, wie das kalte Höllenfeuer aufgeflackert war, brach es auch wieder zusammen, und die schon unerträglichen Schmerzen verschwanden.

Ein Mensch hätte nach Luft geschnappt, ein Vampir brauchte so etwas nicht. Er drehte sich auf der Stelle und taumelte zur Seite, schon mit weichen Knien. An einer Tischkante stützte er sich ab und stierte mit nach unten hängendem Kopf gegen die Platte.

Er hörte ihn nicht, er spürte nur, wie Asmodis auf ihn zukam und dicht hinter seinem Rücken anhielt.

»Willst du noch immer mit mir zusammenarbeiten?«

»Ja!«, ächzte Mallmann.

»Und wer hat das Sagen?«

»Du, Asmodis!«

»Das ist richtig.«

Der Blutsauger richtete sich auf. »Aber ich habe den Plan«, sagte er beim Umdrehen. »Ich habe die Saat bereits gelegt. Sie braucht nur noch aufzugehen.«

»Wieso?«

»Die Menschen werden Furcht bekommen. Ich habe mich bewusst gezeigt. Zunächst als Fledermaus, dann als Vampir. Ein Zeuge nur, aber es wird reichen. Es wird sich herumsprechen, dass ich nach Wittenberg gekommen bin. Man wird handeln müssen.«

»Sind wir denn in Wittenberg?«

»Nein.« Der Vampir grinste breit. »Aber es ist doch keine Entfernung für uns - oder?«

Asmodis stand da und nickte. »Du hast Recht, es ist keine Entfernung.«

Mallmann sah wieder Land. »Ich will Nadine Berger zurück, und du willst Sinclair vernichten. Sollen wir uns darauf einigen? Keiner wird dem anderen in die Quere kommen. Du fängst mit Vampiren nicht viel an, ich nicht mit der Hölle.«

Asmodis war einverstanden und unterstrich dies auch mit einer Geste. Seine Klaue und die kalte Totenhand des Blutsaugers fanden sich, um den Pakt zu besiegeln…

***

Es war ein Tag zum Wegwerfen!

Grau, düster, nebelverhangen, es wollte einfach nicht hell werden. Aus Berlin waren wir gut hinausgekommen, aber in der Umgebung von Wittenberg hatte sich der Nebel festgesetzt.

Schließlich krochen wir nur dahin, und selbst Suko, der gern hinter dem Steuer saß, konnte so manchen Fluch nicht unterdrücken, als er den roten Augen nachstierte, die vor uns in der grauen Nebelsuppe schwammen, als würden Wolken über sie hinwegstreichen.

Das Fahren machte einfach keinen Spaß. Besonders dann nicht, wenn man sehr müde war wie wir.

Ich hatte es nicht vermeiden können und war einige Male eingenickt. Dabei konnte ich Suko nur bewundern, der eisern durchhielt und mir im Laufe der Zeit sogar immer wacher vorkam, was er auch begründete.

»Ich werde einfach das Gefühl nicht los, dass wir dicht vor einer Entscheidung stehen.«

»Hoffentlich«, erwiderte ich gähnend.

»Reiß dich mal zusammen!«

»Später.«

Wittenberg war in Watte gepackt. Ich konnte von der Stadt nicht viel sehen. Der Verkehr war mäßig, aber zahlreiche Trabis schlichen wie Geisterwagen an uns vorbei.

Wir hatten verabredet, zu der Polizeistation zu fahren, die von dem jetzt toten Gerd Naumann geleitet worden war. Sie lag in der Nähe des viereckigen Marktplatzes, den wir einmal umfuhren.

Wie Säcke sahen die Wolken aus, die sich in die Lücken zwischen den Häusern drückten. Fußgänger überquerten die Fahrbahnen.

In der Station fanden wir nur einen Beamten. Er hieß Timo Schneider, war noch jünger und sah aus, als stünde er dicht vor seiner eigenen Hinrichtung.

Den Grund erfuhren wir sehr schnell. Er hatte Gerd Naumann gefunden.

Harry Stahl klärte ihn über den Tod des Kollegen auf und erkundigte sich, was mit den anderen Menschen geschehen war, die in Dr. Drakes Haus gelebt hatten.

»Sie liegen in der Klinik.«

»Wie geht es ihnen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Gab es denn Tote?«

»Anscheinend nicht.«

»Wenigstens ein Vorteil.«

Ich stand am Fenster, lauschte dem Gespräch und starrte in die trübe Suppe. Auf der Fahrt hatte ich mich etwas erholen können, es ging mir wieder besser.

Bill und Nadine waren im Wagen zurückgeblieben. Beide hockten im Fond und bewegten sich kaum. Das Fahrzeug passierten zahlreiche Passanten. Opfer für Nadine, die sich jedoch zurückhielt.

Vielleicht nicht nur wegen Bill, auch deshalb, weil sie am Tag, und sei er noch trübe, geschwächt war.

Nadine Berger, der Lockvogel für Will Mallmann! Hoffentlich klappte dieser Plan.

Die Stimme hinter mir hörte ich als Gemurmel, horchte jedoch auf, als Timo Schneider lauter sprach und in seiner Stimme eine gewisse Hektik mitschwang.

»Dann ist dieser Werner Kraus zu mir gekommen und hat mir eine unwahrscheinliche Geschichte erzählt. Er - er redete von einem Schatten, der sich in einen Menschen verwandelte und seinen Trabi stahl.«

Ich drehte mich um. »Noch einmal wiederholen, bitte!«, sagte ich.

Schneider zuckte zusammen, als ich ihn direkt ansprach. Er wurde noch blasser und hörte nach der Wiederholung meine Frage, die von einem leichten Klopfen der Fingerkuppen auf der Schreibtischplatte begleitet wurde. »Wann und wo ist das passiert?«

»In den Morgenstunden. Gegen vier Uhr kam er nach Hause. Er hat mich heute informiert.«

»Und wo finden wir ihn jetzt?«

»In der Schlossgaststätte. Er ist dort mit einem Kunden für heute Mittag verabredet. Das sagte er mir.«

Suko schnippte mit den Fingern. »Da müssen wir hin! Wie sieht dieser Werner Kraus aus?«

Wir bekamen die Beschreibung, waren sicher, dass wir ihn wiedererkennen würden.

»Soll ich Sie hinbringen?«

»Nein, den Weg finden wir allein. Sie brauchen ihn uns nur zu beschreiben.«

»Gut.«

Es war wirklich leicht. Suko und Harry Stahl hörten zu. Ich hatte die Dienststelle verlassen und lief auf Harrys Wagen zu, in dem Bill und Nadine saßen.

Der Reporter kurbelte die Scheibe herunter. »Was ist geschehen, John?«

»Eine Spur von Mallmann!«

»Was? Wo?«

Auch Nadine horchte auf. Sie drückte ihren Kopf an Bill vorbei, doch der Reporter stieß sie wieder zurück. Ich sah, dass er auch ihre Fußgelenke gefesselt hatte.

Mit wenigen Worten hatte ich Bill Conolly eingeweiht. Er zeigte sich zufrieden.

»Willst du mit ihr hier stehen bleiben?«

»Nein, nein, auf keinen Fall. Ich fahre hinter euch her. Oder nehmt ihr keinen Wagen?«

»Doch, es ist besser.«

Suko und Harry verließen das Haus. Ich erklärte ihnen, dass wir doch fahren würden. Sie protestierten nicht.

Wenig später schlichen wir wieder hinter Harrys Fahrzeug her.

Es dauerte nicht einmal zehn Minuten, bis wir unser Ziel erreicht hatten.

Die Schlossgaststätte lag etwas abseits der Straße. Vor ihr befand sich ein großer Platz, nebelgeschwängert, wo wir unsere Fahrzeuge abstellten.

Auch Bill Conolly stieg aus. »Ich möchte nicht mit hineingehen. Nadine ist wichtiger.«

»Stimmt.«

Suko grinste ihn an. »Und gib Acht, dass sie dir deine Beute nicht klauen.«

»Keine Sorge, das packe ich schon.« Als er die Tür öffnete, um einzusteigen, wurde er von Nadine wütend angefaucht. Sie zog dabei eine Grimasse, als wollte sie ihn fressen. Die wahre Liebe zwischen den beiden war das auch nicht.

Keiner von uns hatte die Schlossgaststätte bisher betreten, die im

Keller lag. Erstaunt blieben wir vor der langen und breiten Steintreppe stehen, und Harry Stahl strich über sein Haar, bevor er die Mundwinkel verzog. »Ehrlich gesagt, betrunken möchte ich hier auch nicht hinuntergehen.«

»Das brauchst du auch nicht«, sagte Suko. »Die meisten Gäste gehen doch betrunken hoch.«

»Sicher auf Händen und Füßen.«

»Ja«, gab auch ich noch meinen Senf dazu. »Wie der eine, der erzählte, dass er ganz harmlos aus der Kneipe kam, und da trat ihm doch jemand auf die Hände…«

Suko grinste nur müde, während Harry lachte. Es tat gut, in dieser verdammten Zeit auch mal zu lachen.

Wir stiegen hinab, mussten eine große Tür öffnen und gelangten in einen großen Raum mit unterschiedlich hoher Decke. An den Seiten war sie sehr niedrig, ansonsten doch ziemlich hoch.

Ich konnte nur staunen.

An den langen Tischen waren noch zahlreiche Plätze frei gelassen worden. Wir suchten allerdings in diesem Gewölbe, in dem es schon nach Essen roch, nach einem gewissen Werner Kraus.

Suko entdeckte ihn in einer Ecke sitzend. Er hockte da wie jemand, der Weltschmerz hatte, und starrte trübe in sein Bierglas, das zur Hälfte leer war. Auch als wir uns ihm näherten, schaute er nicht auf. Erst als die Stuhlbeine über den kahlen Boden rutschten, hob er den Blick.

»Was wollen Sie?«

»Wir sind von der Polizei«, sagte Harry.

Obwohl er Kraus damit überrascht hatte, zeigte dieser keine negative Reaktion. Er kam mir sogar erleichtert vor. Wir nahmen Platz, die Bedienung war sehr schnell da und fragte nach unseren Wünschen. Wir einigten uns auf Wasser.

Kraus strich durch seinen Bart und rückte die Brille zurecht. Etwas verloren schaute er durch die Gläser. »Ich kann mir vorstellen, weshalb Sie gekommen sind.«

»Bitte«, sagte Harry.

Kraus schaute den Kommissar an. »Geht es um meine Entdeckung in der Nacht?«

»Ja.«

Werner Kraus nickte, als wollte er sich selbst bestätigen. »Schneider hat mich nur angeschaut und so getan, als hätte er mir nicht geglaubt. Ist auch schwer, aber ich war da noch nicht betrunken. Später, zu Hause, da habe ich mir einen auf die Lampe gekippt, doch nicht, als ich fuhr und den Schatten sah.«

»Können Sie das noch genauer erklären?«

»Klar, Herr Kommissar, kann ich.«

Seine Erinnerung war noch frisch. So erfuhren wir Einzelheiten, die zwar fremd oder neu für uns waren, uns trotzdem bekannt vorkamen, denn eine Bestie wie Mallmann handelte eben so und nicht anders.

Die Stimme des Mannes verlor immer mehr an Lautstärke. Zuletzt bestand sie nur aus einem Flüstern. »Wissen Sie, was ich denke?« Er lehnte sich zurück. »Das können Sie gar nicht wissen.«

»Aber Sie werden es uns sagen«, lächelte Harry.

»Und ob. Auch wenn Sie mich für dämlich irre oder sonst was halten. Ich glaube, dass ich einen Vampir gesehen habe. Keinen aus dem Kino, sondern einen echten.«

Da niemand widersprach, wurde er unsicher und fuhr mit seiner linken Hand hoch bis zum Hals, als wollte er prüfen, ob sich dort Bissstellen abzeichneten.

»Stimmt«, sagte ich schließlich.

Kraus musste schlucken. »Sie - Sie glauben mir?« Hastig trank er sein Glas leer und wischte einige Tropfen aus dem Bart.

»Wegen dieses Vampirs sind wir gekommen!«, klärte ihn Suko auf.

Kraus blieb auch weiterhin stumm. Da die Kellnerin vorbeikam, knickte er nur den rechten Zeigefinger ab und deutete mit der Spitze auf die Glasöffnung. Danach schaute er von einem zum anderen. Seine Worte mussten wir ihm beinahe von den Lippen ablesen. »Ehrlich - ein Vampir?«

Ich nickte.

Kraus wartete, räusperte sich. Wir sahen ihm an, dass er nach Worten suchte. »Dann sind Sie so etwas wie dieser van Helsing aus dem Roman Dracula?«

»Nicht direkt«, wich Suko aus.

»Und Sie jagen ihn?«

Das bestätigten Suko und ich, während Kraus ein frisches Bier erhielt. Kraus hob die Schultern und blickte auf den Schaum. »Ich kann das nicht fassen, ehrlich. Wieso ausgerechnet hier bei uns in Wittenberg? Was haben wir getan?«

»Das hat verschiedene Gründe.«

»Nun ja, ich war unterwegs. Aber meine Mutter erzählte mir, dass wohl was geschehen ist. Es ging da um Kranke, die angeblich nicht so ganz krank waren.«

»Die aus der Klinik des Dr. Drake«, präzisierte Harry Stahl.

»Genau.«

»Könnte«, so begann der Kommissar, »dieses Haus dem Vampir als Versteck dienen?«

Kraus lachte schal, trank rasch und fragte: »Woher soll ich das denn wissen?«

»Eventuell durch Erzählungen.«

»Nein, da liegen Sie schief. Wir haben über ein derartiges Thema

nicht gesprochen.«
»Kennen Sie persönlich noch andere Verstecke, wo sich ein Vampir verbergen könnte?«
»Hier in Wittenberg?« Kraus blies die Wangen auf und überlegte. »Meine Güte, wir sind eine alte Stadt mit Tradition. Hier existieren noch Häuser, die Jahrhunderte überdauert haben. Alles spricht natürlich vom großen Reformator Luther…«
»Und vergisst den Faust«, sagte ich.
»Was meinen Sie damit?«, fragte Kraus.
»Kennen Sie die Geschichte nicht?«
Er musste lachen. »Wer aus Wittenberg kennt keine Faustgeschichten? Da erzählt man sich die Legende, wie Faust einen reichen Juden prellte, wie er seine Seele verkaufte, wie er einen sehr verlässlichen Diener gewann und wie er vom Teufel geholt wurde.«
»Sehr richtig«, bestätigte ich.
»Aber was haben der Teufel, Dr. Faustus und dieser komische Vampir gemeinsam?«
»Auf den ersten Blick nicht viel«, sagte ich. »Auf dem zweiten schon, denn sie alle waren dem Bösen zugetan. Das heißt, sie verachteten die Menschen. Und sie kennen ja das Sprichwort, dass die eine Krähe der anderen kein Auge aushackt.«
Kraus nickte. Er zeichnete mit der Kuppe des Zeigefingers einen Kreis auf den Tisch. »Dann behaupten Sie also, dass sich der Teufel und dieser Vampir verbündet haben?«
»Das habe ich damit nicht gesagt«, wehrte ich ab. »Ich sage nur, dass es so sein könnte. Wenn es stimmt, müssten die beiden doch irgendwo zusammengekommen sein.«
»Hm.« Werner Kraus starrte uns über sein Glas hinweg an. »Ja, irgendwo kann ich das schon nachvollziehen, auch wenn es mir nicht so recht in den Kram passen will.«
»Dann denken Sie mal weiter nach. Möglicherweise fällt Ihnen ein Ort ein, der für beide interessant sein kann. Sie haben doch sicherlich hier genügend Orte, die einen schlimmen oder geisterhaften Ruf haben. Oder etwa nicht?«
»Jaaa…«, er dehnte die Antwort, obwohl er gleichzeitig den Kopf schüttelte.
»Fällt Ihnen spontan einer ein?«, fragte Harry Stahl.
»Klar.«
»Und wo?«
»Nicht hier in Wittenberg.« Werner Kraus sah, dass unsere Gesichter zerfielen, hob den rechten Arm und korrigierte sich sehr schnell. »Aber nicht weit von Wittenberg entfernt. Der Ort heißt Pratau, ist ein kleines Kaff. Dort steht das historische Gasthaus zum Freischütz, wo Faust angeblich vom Teufel geholt worden ist. Heute ist da Ruhetag,

glaube ich. Das könnte so ein Ort sein.«

»Hervorragend«, lobte Harry Stahl den Mann, der sehr schnell abwinkte.

»Nageln Sie mich nur nicht darauf fest.«

»Nein, nein, aber wir werden trotzdem fahren«, sagte ich und winkte der Kellnerin, bevor sie enteilen konnte. Sie schleppte bereits die ersten Teller, auf denen das Mittagessen dampfte. Ich roch den Grünkohl, und das Wasser lief mir im Mund zusammen.

Sie kam etwas später.

Kraus wollte selbst bezahlen, das ließ ich nicht zu, übernahm die ganze Rechnung und wurde von dem Mann festgehalten, bevor ich noch aufstehen konnte.

»Was ist denn?«

»Ich muss doch nicht mit - oder?«

Ich lachte. »Nein, Herr Kraus. Sie können hier in Wittenberg bleiben. Dieser Job ist nichts für Sie!«

»Okay. Aber eins noch: Wollen Sie den Vampir pfählen?« Er verzog das Gesicht. »Ich meine, so richtig pfählen, wie man es manchmal in den Filmen sieht?«

»Schon möglich.«

Er schluckte. »Himmel, das darf doch nicht wahr sein! Ich habe bisher geglaubt, dass alles nur Einbildung ist.«

»Glauben Sie das ruhig weiter.«

»Muss ich wohl.«

Die anderen waren schon vorgegangen. Ich beeilte mich, um sie einzuholen.

Gemeinsam schritten wir die breite und lange Treppe hoch. Hinter der Eingangstür wallte der Nebel wie eine graue Suppe, die allmählich verdampfte. Der Rauch aus den Schornsteinen verdampfte dagegen nicht. Er stankt bestialisch. Zum Atmen hätte man eigentlich eine Gasmaske benötigt.

Harry schüttelte sich. »Ein mieses Wetter!«, schimpfte er.

»Ist es bei euch in Leipzig nicht noch schlimmer?«

»Ja - etwas.«

Suko war schon vorgegangen und im Nebel verschwunden. Wir wussten ja, wo Bill und sein Schützling auf uns warteten. Plötzlich kam der Inspektor zurück. Selbst im Nebel konnten wir sehen, wie bleich sein Gesicht geworden war.

»Was ist denn?«, fragte ich.

»Bill und Nadine sind verschwunden! Es ist kein Wagen mehr zu sehen, Freunde…«

***

Das war natürlich ein Schlag in den Nacken, der uns um einiges

wieder zurückwarf.

Harry Stahl wollte es nicht glauben, deshalb fragte er nach: »Und du hast dich nicht getäuscht, Suko?«

»Überzeuge dich selbst.«

Wir begleiteten ihn. Unseren Wagen fanden wir, doch der Audi des Kommissars war verschwunden.

»Diebe waren es bestimmt nicht«, murmelte er. »Was, zum Henker, könnte euren Freund Bill Conolly veranlasst haben, hier die Kurve zu kratzen? Das will mir nicht in den Kopf.«

Ich hob vor meiner Frage die Augenbrauen. »Hat er es freiwillig getan?«

»Moment mal, John. Meinst du vielleicht, man könnte ihn entführt haben?«

»Sicher.«

»Dann wäre das höchstens Mallmann…« Er brach mitten im Satz ab und verdrehte die Augen.

»Ja, durch irgendeinen Trick«, stand Suko mir bei.

»Ich habe immer angenommen, dass sich Vampire nur in der Nacht bewegen«, flüsterte Harry.

»Nicht Mallmann. Außerdem haben wir keinen Sonnenschein. Nadine Berger verfaulte auch nicht. Dieser verfluchte Nebel gibt ihnen eine sehr gute Deckung.«

Harry nickte, während Suko die Umgebung nach Spuren absuchte, aber keine fand.

»Wohin?«

Suko hatte Harrys Frage gehört und drehte sich um. »Wenn es meiner Meinung nach einen Ort gibt, dann ist es Pratau. Das alte Gasthaus, das heute geschlossen hat.«

»Richtig!«, stimmte ich ihm zu und lief bereits auf den BMW zu. Lange hatten wir gebraucht, nun aber breitete sich in mir das Gefühl aus, den Fall doch noch packen zu können.

***

Der Wagen stand im Nebel. Bill und Nadine Berger blieben im Audi hocken.

Der Reporter kam sich vor wie auf hoher See, wo sich das Wetter um einiges verschlechtert hatte, nur dass sich der Boden unter ihm nicht bewegte.

Ein paar Mal hatte er versucht, mit Nadine zu sprechen. Als Antwort hatte er nur ein Fauchen erhalten. Zudem war er mit einem Blick angeschaut worden, der ihn das Fürchten lehrte.

Das war nicht mehr die Nadine Berger, die er gekannt hatte. Und er fragte sich, ob es richtig gewesen war einzugreifen, als sie vor John Sinclairs Berettamündung stand.

»Wir werden Mallmann kriegen«, sagte er. »Dracula II wird dich bald nicht mehr beschützen können.«

Nadine lachte nur. Sie stieß diesen Laut scharf und bitter aus. Für Bill ein Zeichen, dass sie noch längst nicht aufgegeben hatte.

Er hob die Schultern. Beide saßen sie im Fond und beide so weit wie möglich auseinander. »Ich weiß nicht, Nadine, ob ich dich immer beschützen werde. Ich glaube es nicht. Du bist zu einem Geschöpf der Nacht geworden. Wenn ich daran denke, dass du versuchen wirst, das Blut unschuldiger Menschen zu trinken, muss ich mich wohl auf die Seite der Menschen stellen.«

»Dann tu es!«

»Nicht jetzt.«

Sie grinste wieder, zeigte die beiden Vampirhauer, die der Reporter einfach scheußlich fand, weil sie ihr Gesicht so sehr verunstalteten. Er wollte auch nicht unbedingt stumm im Wagen sitzen bleiben und sagte: »Dir würde es auch nichts ausmachen, meinen Sohn anzufallen, nicht wahr?«

»Das ist richtig.«

Bill hatte bewusst die Frage nach Johnny gestellt, denn er und Nadine hatten einmal zusammengehört wie Pech und Schwefel. Nur war sie damals eine Wölfin gewesen.

»Johnny kann es noch immer nicht glauben«, flüsterte Bill.

»Na und? Führe mich zu ihm, dann werde ich es ihm schon beweisen, wo es langgeht.«

»Ja«, sagte Bill und nickte. »Ja, eine derartig perverse Scheußlichkeit traue ich dir zu. Es ist dir egal, ob du das Blut von Frauen, Männern oder Kindern trinkst.«

Sie fuhr mit der Zunge, die grüngrau aussah, über ihre Lippen. »Da hast du Recht, Bill, es ist mir egal. Ich will nur Blut, verstehst du? Ich brauche es.«

»Und ich hasse Vampire!«

»Das ist deine Sache!«

Bill wollte nicht mehr mit ihr reden. Er wollte auch nicht länger mit ihr im Wagen hocken, es widerte ihn an. Er konnte sie jedoch nicht allein lassen, da sie gefesselt war.

Er ärgerte sich darüber, dass seine Freunde so lange wegblieben. Vielleicht kam ihm die Zeit auch nur so lang vor. Bill schaute aus dem Seitenfenster, sah die Menschen, die in die Schlossgaststätte wollten oder auch wieder herauskamen. Letztere waren allerdings in der Minderheit. Seine Freunde befanden sich nicht darunter, die ließen sich leider zu viel Zeit. Hoffentlich kam auch etwas dabei heraus.

Jemand ging auf den Audi zu. Er kam schräg von vorn und nicht aus dem Lokal. Bill sah es auch nur, weil er sich zufällig umgedreht hatte. Im Nebel wirkte die Gestalt Furcht einflößend, aber das war eigentlich

jeder, der hier vorbeiging.

»Der will zu uns«, murmelte Bill, wobei er sah, dass Nadine nicht reagierte.

Sie saß mit geschlossenen Augen da, hielt nur den Mund leicht geöffnet. Ihre Haut war sehr bleich geworden. Wahrscheinlich fehlte ihr das Blut. Manchmal bewegte sie auch ihre Finger, als wollte sie nach etwas greifen, das nicht vorhanden war.

Neben dem Wagen blieb der Mann stehen. Bill sah, dass er noch jung war und sein Haar schwarz wie Wolle auf dem Kopf wuchs. Er ging noch einen Schritt und hatte die Hintertür erreicht.

»Ausgerechnet jetzt?«, murmelte Bill, als er die Zeichen sah, die der Mann machte. Der Reporter war vorsichtig. Er drehte die Scheibe nur zu einem Drittel herunter.

Der junge Mann beugte sich vor. Er lächelte etwas verlegen, wollte zur Frage ansetzen, doch Bill kam ihm zuvor. »Was kann ich für Sie tun?«

»Tja, ich weiß nicht so recht. Eigentlich haben Sie schon etwas für mich getan.«

»Wieso?«

»Sie drehten die Scheibe nach unten!«

Bei Bill rasselten sämtliche Alarmglocken. Nur hatte er Pech gehabt. Der andere war schneller.

Ebenso flink wie eine angreifende Schlange schoss seine Hand vor und glitt durch den Spalt zwischen Scheibe und Türholm.

Bill, der noch zurückgezuckt war und versucht hatte, seine Waffe zu ziehen, spürte die Berührung am Hals. Es war ein völlig irres Gefühl.

Ein zuckendes Gefühl, wie Wellen des Wahnsinns, die durch seinen Kopf schossen und plötzlich ein Bild produzierten, das nur einen Augenblick lang sichtbar war.

Es war die glutrote und dreieckige Fratze des Teufels!

Bevor Bill die tiefe Bewusstlosigkeit aufnahm, hatte der freundliche junge Mann sein wahres Gesicht gezeigt.

Das des Asmodis eben!

Der Reporter sank auf dem Sitz zusammen, beobachtet von Nadine Berger, die ein schrilles und kaltes Kichern ausstieß. Sie hatte sofort bemerkt, dass jemand gekommen war, dem sie vertrauen konnte. Schon bevor der Teufel für einen Moment sein wahres Gesicht gezeigt hatte. Und sie lächelte, als Bill zusammensank.

Der junge Mann öffnete die hintere Tür. Für einen Moment ließ Nadine ihre Zähne sehen, aber es lag kein Blutdurst in ihren Augen. Sie zeigte vor dieser Person Respekt.

»Ich weiß, wer du bist«, flüsterte der Unbekannte. »Es wird alles in Ordnung gehen.«

»Wer hat dich…?«

»Ich habe mit ihm einen Pakt geschlossen.«
Nadine nickte im Zeitlupentempo. »Will Mallmann?«
»Ja.«
»Er wartet auf mich?« Es rann wie ein Fieberschauer durch ihren Körper, als sie die Frage stellte.
Der Mann ließ sich von seiner Aufgabe nicht abhalten. Er checkte Bill durch, fand die Beretta und ließ sie unter seiner Kleidung verschwinden. Dann hämmerte er die Tür zu. Sekunden später saß er hinter dem Steuer und lächelte.
»Ich habe keinen Zündschlüssel!«, meldete sich die Vampirin.
»Nicht nötig.«
Der Teufel setzte Magie gegen Technik ein. Was er tat, konnte Nadine nicht genau sehen, das Resultat war wichtig.
Der Wagen sprang an!
»Wohin fahren wir?«
»Zu ihm. Er wartet auf dich und die anderen. Wir wollen sie gemeinsam vernichten.«
Das passte der Blutsaugerin in den Kram. Sie freute sich wie ein kleines Kind. Obwohl Bill sie nicht hören konnte, sprach sie ihn an. »Gewonnen, Conolly! Ich habe gewonnen, nicht du! Ich bin die Siegerin, du hast eine Niederlage erlitten. Es wird deine letzte gewesen sein.« Sie schaute für einen Moment durch die Scheibe in den Nebel, dann fiel ihr etwas ein. »Sag mal, wir haben nur den einen. Es gibt aber noch John Sinclair, Suko und diesen deutschen Kommissar.«
»Die kriegen wir auch noch.«
»Und wie?«
»Keine Sorge. Irgendwann werden sie gemerkt haben, wo wir uns versteckt halten. Du kennst Sinclair und Suko doch. Sie werden bald da sein.«
»Ja, das glaube ich auch.« Nadine beugte sich so weit vor wie möglich. »Kannst du mich auch befreien?«
»Später.«
Sie hatten den Parkplatz vor der Schlossgaststätte längst verlassen und rollten durch die graue Nebelsuppe dem Ortsausgang zu. Man musste sich hier schon auskennen, um den richtigen Weg zu finden. Dem Teufel bereitete dies keine Probleme. Er fuhr locker und fluchte nicht ein einziges Mal über die Witterung.
Nadine konnte ihren Blick nicht von Bill Conolly nehmen. Bewusstlos lag er neben ihr. Und auch wehrlos. Der Gedanke daran machte sie verrückt. Sie dachte an das Blut in seinen Adern. Es wäre für sie ein Wahnsinn gewesen, es zu trinken. Sie brauchte sich nur zur Seite zu beugen, nur kam sie nicht so weit.
Dem Fahrer blieb die Unruhe nicht verborgen. »Hör auf!«, fuhr er die Blutsaugerin an. »Deine Zeit wird kommen, das verspreche ich dir.«

»Wer sagt das?«
»Mallmann.«
»Überlässt er ihn mir?«
»Natürlich.«
»Und er?«
Der Teufel lachte gackernd. »Es werden noch andere kommen. Oder meinst du nicht?«
»Hoffentlich!«
Die kleine Stadt hatten sie verlassen. Von der Umgebung war kaum etwas zu sehen. Hin und wieder durchbrach ein Schatten die graue Welt der wogenden Schwaden, wenn ein Haus dichter am Rand der Straße stand als gewöhnlich.
Die Bäume hatten sich in starre Gespenster verwandelt oder standen als schaurige Wächter rechts und links der Straße. Nadine Berger konnte zufrieden sein.
Sie saß da und dachte nach. Noch einmal ließ sie die Ereignisse der letzten Tage Revue passieren.
Es war für sie nicht gut gelaufen, und Sinclair hätte geschossen, weil das nicht gewirkt hatte, was er extra mitgebracht hatte.
Flüssiges Leben!
Bisher hatte sie noch nie davon gehört, aber es musste sehr wichtig sein. Vielleicht wusste der Teufel mehr.
Die Untote sprach ihn mit leiser Stimme an, hörte sein unwilliges Grunzen und sagte: »Es ist wichtig.«
»Dann raus damit!«
»Was ist das flüssige Leben?«
Der Fahrer reagierte nicht. Nadine wartete ab. Sie wunderte sich darüber, keine Antwort bekommen zu haben, hier war selbst der Teufel überfragt, was nur selten vorkam.
»Du weißt es nicht?«
»Vielleicht will ich es nicht wissen.«
»Es scheint dir Sorge zu bereiten.«
»Woher kennst du es?«
»Durch Sinclair. Er hat es! Er trägt es bei sich!«
Eine plötzliche Bremsung hatte Nadine nicht erwartet. Der Fahrer tat es trotzdem, sie wurde nach vorn geschleudert, nur die Schelle hielt sie am Griff.
»He, was ist los?«
Asmodis drehte sich. »Noch einmal. Hast du wirklich das flüssige Leben erwähnt, dass Sinclair haben soll?«
»So ist es.«
»Wie konnte er daran kommen?«
»Ich weiß es nicht. Er wollte mich jedenfalls durch das flüssige Leben retten.«

»Und es gelang ihm nicht.«
»So ist es. Aber hätte es ihm gelingen können?«
»Vielleicht.«
»Und wie?«
Asmodis wollte etwas von seinem Wissen preisgeben. Zuvor schüttelte er den Kopf. »Sinclair darf es nicht allein einsetzen. Er hätte noch einen Katalysator, einen Beschleuniger, mit hinzunehmen sollen. Dann wäre alles gelaufen.«
»Was denn?«
»Sein verfluchtes Kreuz!«, keuchte Asmodis und gab wieder Gas. Diesmal fuhr der Audi schnell und ruckartig an. Glücklicherweise befand sich kein anderes Fahrzeug in der Nähe, sonst hätte es wegen der unvorsichtigen Fahrerei leicht zu einem Unfall kommen können. Die Reifen fassten, und Nadine bekam einen Schreck.
Es gab für sie also noch ein Zurück in das normale Leben. Nur hatte sich Sinclair zu sehr auf das Oval verlassen und nicht daran gedacht, dass es noch Unterstützung benötigte.
Selbst über den Körper einer Blutsaugerin konnte ein Schauer rinnen. Nadine praktizierte es. Sie fühlte sich gleichzeitig wie eingekerkert und stellte fest, dass sie plötzlich zweifelte.
Vampir oder Mensch?
Nein, so etwas durfte sie nicht denken. Sie zog ihre Oberlippe so weit zurück, dass die beiden Zähne sehr deutlich gesehen werden konnten. Niemals wollte sie wieder ein Mensch werden. Niemals sollte diese Existenz aufhören. Sie wollte es einfach nicht. Sie gehörte nicht mehr zur Menschheit, sie war eine Feindin, sie wollte das Blut der Menschen trinken, das ihr ein untotes Leben garantierte.
Auf den neben ihr zusammengesunkenen Reporter hatte sie nicht geachtet und sah deshalb auch nicht, dass Bill wach geworden war. Seine Augenlider flatterten. Sonst bewegte sich nichts.
Dieser letzte Treffer hatte ihn nämlich paralysiert, doch sein Hirn arbeitete. Er hatte den Dialog zwischen den beiden sehr genau mitbekommen, auch wenn es ihm vorgekommen war, als wären Nadine und der Teufel meilenweit von ihm entfernt.
Der Reporter hütete sich natürlich davor, etwas von seinem Zustand preiszugeben. Er tat noch immer völlig geschwächt und wollte bis zum Ziel abwarten.
Die Straße war schlechter geworden, manchmal schaukelte der Audi. Bill nahm an, dass sie von der Fahrbahn abgebogen waren und über eine andere Fläche rollten, die nicht asphaltiert worden war.
Dann stoppte das Fahrzeug. »Sind wir da?«
»Steig aus, Nadine.«
»Und Conolly?«
»Um den kümmere ich mich.«

Sie lachte wieder. »Es tut mir Leid, aber ich kann hier nicht rauskommen.«

Eine Tür schlug mit dumpfem Geräusch zu, als der Fahrer den Wagen verlassen hatte. Er öffnete die Tür an Nadines Seite, bückte sich, und plötzlich umtanzte ein blaues Funkenfeuer sein Gesicht, das sich zu einem Dreieck verändert hatte.

Die Funken rannen weiter, zeichneten seinen rechten Arm nach, anschließend die Hand, mit der er nach dem Metallkreis der Handschelle fasste und sie schmelzen ließ.

Endlich konnte sich Nadine bewegen.

Auch die andere Handschelle löste er auf diese Weise von ihrem Gelenk.

»Magie tut gut!«, lobte Nadine ihn. »Sie ist wirklich ausgezeichnet. Aber die beherrsche ich nicht.«

»Niemand wird mir ins Handwerk pfuschen.« Der Teufel gab sich sehr selbstbewusst, bevor er sich um Bill Conolly kümmerte und ihn an der anderen Seite des Fahrzeugs hervorzerrte.

Bill hütete sich davor zu zeigen, dass er nicht mehr so schwach war, wie er sich gab. Er ließ sich fallen, auch wenn es ihm weh tat, und als der Teufel zugreifen wollte, war Nadine Berger schneller.

»Lass mich ihn nehmen.«

»Und wie?«

»Keine Sorge, ich werde ihm noch nicht das Blut aussaugen. Ich will nur einen gewissen Triumph spüren.«

Der Teufel hatte nichts dagegen. Nadine bückte sich. Sie zerrte Bill hoch, als wäre er ein Leichtgewicht. Dann stemmte sie ihn noch höher, drehte ihn um und wuchtete ihn sich über die Schulter, sodass er darüber hing wie ein Sack.

»Ich gehe vor!«

Der Teufel schlug einen Weg ein, der ebenfalls nebelverhangen war. Aber rechts von ihnen zeichnete sich eine Wand oder ein Gemäuer ab, ziemlich hoch und düster.

»Ist das unser Ziel?«

»Ja!«, meldete sich der Teufel. »Mallmann wartet hinter diesen Mauern auf dich.«

Das hätte er ihr nicht zu sagen brauchen. Sie spürte den Supervampir bereits. Ihr war so, als hätte er unhörbar nach ihr gerufen. Nadine empfand es als super, dass er und sie auf einer geistigen Ebene in Kontakt standen. Es bewies ihr immer wieder ihre Verbundenheit.

Und sie wunderte sich über ihre Kraft, die sie noch am Tage besaß. Es war irgendwie unwahrscheinlich. Eigentlich hätte sie als Untote Kraft verlieren müssen, doch das trat nicht ein. Sie konnte ohne weiteres das Gewicht des Opfers tragen.

Als Opfer sah sie den Reporter längst an.

Eine Tür quietschte vor ihr, als sie aufgezogen wurde. Es sah aus, als würde ein Schatten aus dem Nebel hervorkriechen, der aber sehr schnell zur Ruhe kam.

»Es ist offen!«, meldete der Teufel.

Danach hörte Nadine ein Geräusch, das sie an ein hohles Pfeifen erinnerte.

Als sie durch die Tür ging, war von ihrem ungewöhnlichen Fahrer nichts mehr zu sehen. Sie betrat das Haus mit der Beute auf der Schulter. Ihre Füße schlugen schwer auf und weiter vor ihr schimmerte geheimnisvoll ein einsames Licht.

Es war ihr Ziel, wo sie bereits erwartet wurde. Mallmann hatte die Türen geöffnet, er hielt sich in der Gaststube auf, wo auch die alte Wandleuchte brannte, er selbst aber im Schatten blieb und aufstand, als Nadine eintrat.

Er sagte nichts, er schaute sie nur an.

Nadine blieb stehen. Sie spürte das Prickeln auf ihrem Körper. Wenn sie Mallmann gegenüberstand, wurde die Kälte zu Wärme, da schmolz das Eis, da erlebte sie Gefühle, die schon als hocherotisch einzustufen waren. Anders als die bei Menschen. Wenn sich Vampir und Opfer begegneten und sich zueinander hingezogen fühlten, drückte sich das so aus, wie Nadine es in den folgenden Sekunden bewies, nachdem sie Bill von ihrer Schulter zu Boden hatte rutschen lassen.

Sie ging auf Mallmann zu.

Er stand da, wartete ab und streckte ihr seine Arme entgegen. Eine Geste, die Nadine Berger gern annahm. Sie lief schneller, weil sie es kaum erwarten konnte, in die Arme des Blutsaugers zu fliegen, dann warf sie sich dem Untoten entgegen, der sie auffing, seinen Mund öffnete und die Spitzen seiner Zähne sacht über die Haut an ihrem Hals gleiten ließ.

»Ja!«, keuchte sie wie unter einer schweren Last. »Ja, du sollst mir den Liebesbiss geben. Trink mein Blut, trinke das der anderen, Will.«

Er lachte nur leise. Wie dunkle Musik glitten die Laute an ihrem Ohr entlang, dann stemmte er sie plötzlich weg und drehte sich selbst zur Seite.

»Was ist denn los?«

»Später, Nadine. Wichtig ist, dass Sinclair und die anderen dich nicht mehr haben.«

Sie schluchzte auf. »Fast hätte mich John getötet.«

»Ich weiß.«

»Er hat eine Waffe oder etwas Ähnliches. Er nennt es flüssiges Leben. Damit will er mich wieder zurück in ein anderes Leben holen. Hast du gehört, Will?«

Mallmann nickte und strich dabei über sein rotes D auf der Stirn. »Ich habe vieles gehört, Nadine. Du musst es vergessen, denn andere

Dinge sind wichtiger. Du weißt, wen wir uns als Helfer geholt haben?«

»Den Teufel«, flüsterte sie und zog die Schultern hoch, als würde sie frieren. »Ich verstehe nur nicht, wie dies passieren konnte. Wieso auf einmal der Teufel?«

Dracula II nickte und begann mit seiner Runde durch die Gaststätte. »Du weißt wahrscheinlich nicht, wo wir uns befinden, Nadine.«

»Nein.«

»Wir stehen an einem historischen Ort oder an einem, den der Teufel gezeichnet hat.«

»Das hier?«

»Ja, ein Gasthaus, in dem jemand gelebt hat, von dem sich die Menschen auch heute noch viel erzählen. Er hatte einen berühmten Namen, denn es war Dr. Faustus.«

»Was?« Nadine schüttelte den Kopf, als könnte sie es nicht glauben. »Der Faust, der vor einigen hundert Jahren einen Pakt mit dem Teufel geschlossen hat?«

»Das ist richtig.«

»Aber es sind Legenden.«

»Nein, Faust war oft hier in Pratau und Wittenberg. In diesem alten Gasthof hat er mit seinen Kumpanen und Studenten oft genug gezecht, und hier hat ihn auch der Teufel geholt, als Faust versuchte, stärker zu sein als er. Es ist ein Platz für den Teufel, Nadine. Er fühlte sich hier wohl, seiner und der Geist des toten Faustus sind nicht vernichtet worden. Sie befinden sich noch in und zwischen den Wänden, wo sie umherirren und nur gerufen werden müssen.«

»Das hast du getan, Will?«

»So ist es. Ich spürte deutlich, dass sich hier etwas befindet, mit dem ich gut zurechtkommen würde. Es war der alte Geist, der Schauer des Bösen, es war…«

»Der Teufel!«, schrie Nadine und ihre Augen leuchteten plötzlich. Endlich hatte sie die gesamte Tragweite der Erzählung begriffen und sie nickte heftig, während sie sich nach vorn beugte. »Dann sind wir unbesiegbar - oder?«

»So erscheint es mir auch. Und wir müssen es sein, denn du kennst unsere Feinde und weißt, wie gefährlich sie sind. Sie sind fast mit ihrer geballten Macht erschienen. Sinclair, Suko und - mein Nachfolger«, sagte er spöttisch.

»Und Conolly!«, erklärte Nadine, wobei sie auf den leblosen Körper deutete. »Er wird uns nicht mehr gefährlich werden können, denn Asmodis ist es gelungen, ihn auszuschalten.«

»Da hat er etwas Gutes für unsere Sache getan.«

»Das finde ich auch.«

»Was willst du jetzt tun?« Nadines Augen fieberten. »Du hast die älteren Rechte. Willst du sein Blut trinken?«

Mallmann runzelte die Stirn. Die Haut in seinem übrigen Gesicht straffte sich noch mehr. »Ich überlege noch, wie ich es anstellen soll. Jetzt sein Blut trinken, warten oder ihn in unser Versteck schleppen, um ihm dort die grausamen Qualen angedeihen zu lassen.«

»Nein, das nicht. Wir müssen ihn aussaugen.«

Dracula II lächelte. »Wie ich dich kenne, willst du dir sein Blut schmecken lassen?«

Damit hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen. Nadine Berger nickte heftig. »Es wäre mein größter Wunsch, Will. Mein allergrößter Wunsch.«

Mallmann überlegte nicht lange. »Gut«, sagte er da. »Ich überlasse ihn dir als Lohn für deine Treue mir gegenüber. Du darfst sein Blut trinken.«

Als Untote erlebte Nadine Berger ein wahres Glücksgefühl. Es spiegelte sich als Leuchten in ihren Augen wider. Sie hätte am liebsten einen Jubelschrei ausgestoßen, wollte Bill zu sich heranzerren und anheben, doch dagegen hatte Mallmann etwas.

»Noch nicht!«, befahl er.

Nadine war irritiert. »Warum nicht? Hast du es dir anders überlegt?«

»Das nicht. Aber er ist auch als Mensch sehr wertvoll. Er ist für uns die perfekte Geisel. Wir werden damit rechnen müssen, dass Sinclair und Suko uns finden. Dann könnten wir ihnen präsentieren, wen wir da bei uns haben.«

»Und was ist mit dem Teufel? Steht er nicht auf unserer Seite, Will? Ist er nicht…?«

Mallmann winkte ab. »Der Teufel will auch Sinclairs Vernichtung, das steht fest. Wie ich ihn kenne, wird er eingreifen, wenn er es für richtig hält.«

»Er ist doch nicht feige verschwunden?«

Mallmann schüttelte den Kopf. »Nein, daran glaube ich nicht. Dafür hat er sich schon damals zu lange in diesen Räumen aufgehalten. Ich will dir eines sagen: Er hat mir versprochen, seinen Erzfeind Sinclair so zu töten, wie er damals Dr. Faustus vernichtet hat.«

»Und was tat er damals?«

Mallmanns Lippen verzogen sich so stark, dass er seine Vampirzähne zeigte. Es war eine Geste des Triumphs. Wahrscheinlich stellte er sich im Geiste vor, wie Sinclair vernichtet wurde. »Der Teufel hat Dr. Faustus damals zerrissen. Er hat ihn gegen die Wände geschlagen, er riss ihm die Körperteile ab. Er schlug ihn in seiner rasenden Wut einfach tot. So kann man es nachlesen.«

»Stimmt es?«

»Du musst es glauben, Nadine!«

Sie blickte wieder auf ihr Opfer Bill Conolly. Der lag regungslos da, hatte sich nicht gerührt. Auch Mallmann schaute ihn an. Nur fragte er

nach einer Waffe.
»Er besitzt sie nicht mehr. Der Teufel nahm sie ihm ab.«
»Das ist gut.«
»Soll ich ihn hier liegen lassen…?«
»Nein, nein, nimm ihn und setze ihn auf eine Bank in der Ecke.«
»Im Dunkeln.«
»Sicher. Wir werden ihn später hervorholen. Er kann uns nicht mehr entwischen.«
Nadine packte zu und Bill spürte ihre Hände in seinen Achselhöhlen. Er hatte sehr genau zugehört und jedes Wort gespeichert. Allmählich kannte er die Verbindungen zwischen Mallmann und dem Teufel. Er musste zugeben, dass er nicht eben darüber erfreut war, aber was sollte er dagegen machen?
Nichts. Nur so tun, als hätte ihn der Angriff des Teufels völlig geschwächt.
Man schleifte ihn in die düsterste Ecke der Gaststätte. Bill hütete sich, auch nur mit den Augen zu zwinkern. Nadine und Mallmann sollten annehmen, es mit einem Bewusstlosen zu tun zu haben.
Die Beretta hatte man ihm genommen, seinen zweiten, den größeren Trumpf aber hatten sie nicht gefunden. Nach wie vor befand sich die goldene Pistole noch in Bills Besitz.
Nadine setzte den Reporter auf die Bank. Ihr Gesicht befand sich dicht vor seinem. Bill wusste, wie sehr sich die Blutsaugerin zusammenreißen musste, um nicht ihre Zähne in seinen Hals zu schlagen und das Blut zu trinken.
Er hörte auch ihr finsteres Versprechen. »Erst bist du an der Reihe, danach die anderen, und zum Schluss kümmere ich mich um deine verfluchte Familie. Ich werde meine Zähne in Sheilas Hals schlagen und mir ebenfalls deinen Sohn vornehmen. Das Blut der Conollys wird mir für eine lange Zeit Kraft geben.«
Bill entgegnete nichts, obwohl er ihr am liebsten an die Gurgel gefahren wäre. So aber riss er sich zusammen, so schwer es ihm auch fiel. Nadine trat zurück. Am Echo ihrer Tritte bekam er mit, dass sie ziemlich weit ging, und so riskierte er es, die Augen zu öffnen.
Da er mit dem Rücken an der hinteren Sitzfläche lehnte und gleichzeitig im Knick der Eckbank, wurde er nicht nur gut in der Lage gehalten, auch sein Blickfeld war fast ideal.
Er schaute voll in die Gaststube hinein und konnte beide Blutsauger sehen.
Nadine stand neben Mallmann. Sie machte einen etwas verunsicherten Eindruck und sprach ihren Meister noch einmal auf den Teufel und dessen Verschwinden an.
»Mach dir keine Sorgen. Er wird zur richtigen Zeit hier bei uns erscheinen.«

»Ich weiß es nicht. Es kann sein, dass er sich fürchtet.«

»Warum?«

»Es geht um das flüssige Leben, das Sinclair bei sich trägt. Für den Teufel muss es schlimm sein, dass es sich im Besitz des Geisterjägers befindet. Ich kenne den Grund nicht, aber es ist so.«

Dracula II enthielt sich einer Antwort.

Dem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, dachte er nach. Er wiederholte den Begriff mehrmals flüsternd, bevor er nickte.

»Kennst du es?«, fragte Nadine gespannt. Sie stand wie auf dem Sprung.

»Ich habe davon gehört.«

»Und?«

»Es soll ein Gegenmittel sein. Ich weiß nicht, wer es erfunden hat, woher es stammt. Man sagte, es käme von den Sternen, aus dem All. Ein alter Mann, der vor langer Zeit lebte, soll Kontakt mit Wesen gehabt haben, die ihm aus einer gewissen Dankbarkeit das flüssige Leben hinterlassen haben. Es soll Blut in Licht verwandeln, aber er selbst hat es nie zuvor verwendet. Er brauchte es nicht, so hat er es versteckt. Dass es John Sinclair ausgerechnet finden musste, das stört mich.«

»Aber es hat bei mir nicht funktioniert!«, rief Nadine. »Was ist denn daran so schlimm?«

»Ich kenne mich nicht richtig aus. Ich weiß nur, dass es nicht vollkommen perfekt war, denn man kann es nur einmal einsetzen. Dann ist alles vorbei.«

Nadine deutete die Größe des Ovals mit den Fingern an. »So groß war es nur.«

Ich - ich habe mich gewundert… »Die Größe ist nicht entscheidend.«

»Und Conolly weiß nichts, glaube ich.«

»Das nehme ich auch an. Sinclair wird es genauer wissen.« Mallmann schaute dorthin, wo sich die Tür befand, als wäre John Sinclair dort schon erschienen.

»Was tun wir?«

»Eine gute Frage, Nadine. Ich glaube nicht, dass wir Conolly noch länger als Geisel hier lassen sollen, als menschliche Geisel, meine ich. Du brauchst Blut, das weiß ich. Also geh zu ihm und trinke seinen Lebenssaft. Er soll dich stark machen.«

»Das meinst du im Ernst?«

»Ja.«

Nadine Berger zögerte noch. Sie hatte gespürt, dass Mallmann unsicher geworden war. Die letzten Erklärungen schienen ihm nicht behagt zu haben. Besaß auch er Schwächen?

Es gefiel ihm nicht, dass Nadine ihn so lange anschaute. »Los, geh schon zu ihm!«

»Ja, Will, ja. Ich werde gehen und sein Blut trinken…« Nach diesen Worten leckte sie über ihre Lippen. In ihren Augen stand plötzlich wieder dieser wilde, gierige Glanz…

***

Nebel, nur Nebel!

Zu dritt saßen wir im Leihwagen. Suko am Steuer, ich hinten. Auf dem Beifahrersitz hockte Harry Stahl.

Er kam aus Leipzig, kannte Wittenberg nur von seinen Besuchen her. In der Stadt verfuhren wir uns noch, bis wir schließlich durch Glück und Fragen die richtige Straße erreichten, die auch durch Pratau führte. Noch waren wir nicht am Ziel, wir mussten die Gaststätte »Zum Freischütz« finden, die der dicke Nebel ebenfalls zudeckte und unsere Suche erschwerte.

Bei einer alten Frau, die Harry ansprach, hatte er Glück. Sie erklärte den Weg, fügte aber gleichzeitig hinzu, dass an diesem Tag nicht geöffnet war.

»Das wissen wir, danke.«

Es war im Vergleich zur vorherigen Suche ein Kinderspiel, das Haus zu finden.

Es stand relativ weit von der Straße entfernt, und wir konnten ihm entgegenrollen.

Die Nebelschwaden führten lautlose Tänze innerhalb der hellen Scheinwerferlichter auf. Manchmal sah es so aus, als würden unzählige Geister auf uns einstürmen, sich wieder zurückdrängen, um einen erneuten Angriff zu starten.

Ich meldete mich aus dem Fond. »Halte mal an, Suko!«

»Warum?«

»Bitte nicht bis dicht an die Gaststätte heranfahren!«

»Ist wohl auch besser.« Mein Freund ließ den Wagen ausrollen. Ich stieg als Letzter aus und wurde, wie auch Suko und Harry, von feuchten Tüchern umfangen, die über unsere Gesichter glitten und sich auch auf die Kleidung legten.

Harry Stahl hob den Arm und ließ ihn wieder sinken. Ein Zeichen, dass wir ihm folgen sollten.

Wenig später schon entdeckten wir den dunklen Gegenstand, umspielt von feuchten Leichentüchern, aber dennoch erkennbar. Es war Harrys Audi.

Scharf atmete er aus. »Sie sind hier. Wir haben sie gefunden. Verdammt, sie sind hier!«

Keiner von uns widersprach. Nur ich riet zur Vorsicht, als Harry auf die sich schwach abzeichnenden Mauern des Gasthauses zulaufen wollte. »Warte noch.«

»Aber…«

»Kein Aber, Harry. Es ist durchaus möglich, dass sie uns erwarten. Eine Falle sozusagen.«

»Ja, auch…«

»Sollen wir uns trennen, John?«

Ich war dafür. »Du kannst mit Harry gehen, ich schlage mich allein durch. Wir müssen versuchen, verschiedene Eingänge zu finden, nur so können wir sie in die Zange nehmen.«

»Okay. Dann versuchen wir es an der Vorderseite.«

»Viel Glück.« Ich wartete keine Sekunde länger und war wenig später schon im Grau des Nebels verschwunden.

Da ich mich auf völlig fremden Terrain bewegte und zudem noch in die Nebelsuppe hineingeriet, kam ich nur sehr langsam voran. Da ich jetzt wusste, wo wir Bill Conolly finden konnten, musste ich damit rechnen, dass man ihn als Geisel genommen oder ihm sein Blut ausgesaugt hatte und er mir plötzlich als Vampir gegenüberstand, um mich anzufallen.

Das alles waren Unwägbarkeiten, wobei ich noch darüber nachdachte, wie es der anderen Seite gelungen war, Bill Conolly und Nadine Berger herzubringen.

Da musste es noch einen Helfer gegeben haben. Natürlich blieb ich gedanklich bei dem Namen Mallmann hängen, aber so recht wollte ich nicht daran glauben.

Mallmann war ein Vampir, sogar ein Supervampir. Er umgab sich mit Helfern, auch wenn wir in diesem Fall bisher wenig davon gesehen hatten. Sie hausten zumeist in seinem Versteck, dessen Lage wir leider nicht kannten.

Ich rechnete damit, dass Mallmann nicht allein gekommen und irgendjemanden hergeschickt hatte.

Eine Mauer schälte sich aus dem Nebel. Ich ging näher und erkannte, dass es die Rückwand des so geschichtsträchtigen Gasthauses war, in dem einst der Teufel zusammen mit Dr. Faustus gehaust hatte.

Bei dieser Verbindung blieb ich hängen…

Es gab genügend Orte auf der Welt, an denen sich der Teufel gezeigt hatte und die er niemals vergaß. Oft genug kehrte er an diese Stützpunkte zurück. Das Gasthaus »Zum Freischütz« war einer der Bedeutendsten. Was hinderte ihn daran, diesem Ort abermals einen Besuch abzustatten? Es war eine Stätte des Bösen, hier hatte das Grauen schon seine Spuren hinterlassen.

In meinem Besitz befand sich ein aufgezeichneter Indikator für das Böse.

Mein Kreuz!

Noch hing es verborgen. Als ich an der Mauer stehen blieb, zog ich die Kette über den Kopf und steckte das Kreuz griffbereit in meine Manteltasche.

Gleichzeitig hatte ich nach einer Erwärmung gefühlt, sie aber nicht feststellen können.

Es gab eine Hintertür, die ich sehr schnell gefunden hatte und sie aufzog.

Das dabei entstehende Geräusch ließ meinen Magen zusammenkrampfen. Ich zog sie nur so weit auf, wie es nötig war, um mich in den Bau hineinschieben zu können.

Der Nebel blieb zurück. Dafür empfing mich die stumpfe Düsternis. Sie lagerte in einem Gang oder Flur, an dessen Wänden sich leider kein Fenster abzeichnete.

Ich ging jetzt mit möglichst lautlosen Schritten weiter und traute mich nicht, meine kleine Lampe einzuschalten. Mein Gefühl sagte mir, dass ich dicht vor einer Entscheidung stand.

An dieser historischen Stätte würde es sich entscheiden, wer stärker war. Die Macht der Vampire oder wir.

Auf meinem Rücken lag ein Schauer, der mir vorkam, als würde er mich nach unten drücken. Wie Eis fühlte er sich an, dennoch schwitzte ich und blieb irgendwann stehen, weil ich etwas gespürt hatte, das einfach nicht hierher gehörte.

Oder war es durch mein Kreuz gekommen?

Die linke Hand glitt in die Jackentasche. Ja, mein Talisman hatte sich erwärmt. Ein Zeichen, dass zwischen diesen Mauern das Böse eine Heimstatt gefunden hatte.

Dennoch blieb ich ruhig. Sichtbar war die Gefahr nicht. Sie lauerte irgendwo jenseits dieser Welt, bereit, mich umzubringen.

Auf einmal hörte ich das kalte, böse Lachen. Leise nur, mehr ein Zischeln, mir aber nicht unbekannt.

Ich wusste, dass er gelacht hatte und mich erwartete.

Der Teufel!

***

Plötzlich war alles anders.

Ich blieb stehen, wagte nicht mehr den nächsten Schritt, weil ich nicht wusste, welch eine Falle der Höllenherrscher für mich aufgebaut hatte. Das Lachen war da, es klang ab, ich wollte eine Frage stellen und entdeckte plötzlich über mir das Licht.

Es zuckte an der Decke entlang. Funken sprühten dort und bildeten einen bläulich schimmernden Kreis, dieses Höllenfeuer, das mir nicht unbekannt war.

Aus ihm hörte ich die Stimme.

Der Teufel war schlau, denn er wusste, mit welcher Waffe ich ausgerüstet war. In der linken Tasche trug ich das Kreuz nicht mehr. Ich hatte es hervorgeholt. Es lag offen auf meiner Handfläche, während ich nach oben schaute.

»So kenne ich dich nicht, Asmodis!«
»So werde ich auch bleiben, vorerst.«
»Feige, wie?«
»Abwartend.«
»Okay, Satan, okay. Du bist hier, ich ebenfalls. Sollen wir uns unterhalten oder kämpfen?«
Wieder lachte er mich aus. »Bist du denn gekommen, Sinclair, um mich zu stellen?«
»Nein.«
»Eben.«
»Moment, Asmodis. Als Zugabe wärst du mir sehr willkommen, das weißt du. Außerdem habe ich den Verdacht, dass du dich bei Mallmann und Nadine als Helfer aufgespielt hast.«
»Stimmt.«
»Dann brachtest du den Wagen her?«
»Richtig.«
»Und jetzt willst du mich von meiner Aufgabe abhalten, wie? Das wird dir nicht gelingen. Dracula II ist in diesen Augenblicken wichtiger als du!« Ich wollte mein Kreuz in die Höhe schleudern, um den Ring zu treffen, doch er hatte die Bewegung bereits im Ansatz bemerkt und war innerhalb einer winzigen Zeitspanne verschwunden.
Nur aus der Ferne, möglicherweise auch aus einer anderen Dimension, hörte ich sein Lachen. Es klang schadenfroh und hämisch. Diese Reaktion war für Asmodis typisch. Nicht grundlos gehörte er zu den Wesen, die hinterlistig und feige reagierten, die Menschen nur für ihre Zwecke einsetzten, brandgefährlich waren, dabei über Leichen gingen, aber keinesfalls selbst eingriffen, wenn nur das geringste Risiko bestand, dass sie verlieren könnten.
Er hätte mich angreifen können, aber er wusste selbst, dass ihn mein Kreuz oft genug vertrieben hatte, denn dieses Kruzifix konnte ihn schaffen.
Ich ging weiter.
Diesmal begleitete mich der Teufel nicht sichtbar. Bestimmt sah er alles, er lauerte im Hintergrund.
Wenn sich die Möglichkeit bot, uns zu vernichten, würde er sie auch nutzen.
Ich hatte mich mittlerweile an diese stickige Düsternis gewöhnt und festgestellt, dass sie doch nicht so dunkel war. Die Umgebung schwamm in einem trübem Grau, wobei ich die Wände rechts und links auch nur mehr undeutlich sah.
An der Decke zeichnete sich nichts mehr ab. Sie blieb wie ein glatter Himmel über mir. Der Boden bestand aus Stein, über den ich hinwegglitt, denn irgendwo musste die verfluchte Gaststätte doch liegen. Ich ging davon aus, dass sich dort Bill, Nadine und auch Will

Mallmann befanden.
In diesem Raum hatte der Teufel in einem Anfall von rasender Wut Dr. Faustus zerschmettert, hier hatte das Grauen noch Bestand.
Die Sekunden verstrichen.
Worte wehten mir entgegen.
Noch konnte ich nichts verstehen, blieb allerdings vorsichtig und spürte auf einmal Eis auf meinem Rücken, denn zwei Wesen mit unterschiedlichen Stimmen unterhielten sich.
Bill Conolly und Nadine Berger!
Aber wo steckte Will Mallmann?

***

Bill Conolly hatte alles gehört, und er wusste jetzt, welches Schicksal ihm bevorstand. Es gab für Nadine Berger kein Halten mehr, sie war zu sehr Vampir, um noch menschlich handeln zu können.
Sie wollte nur sein Blut.
Noch lehnte Bill mit dem Rücken im Winkel zwischen den beiden Wänden. Sein Kopf war nach unten gesackt. Er machte den Eindruck eines Mannes, der sich nicht mehr aus eigener Kraft helfen konnte.
Ein Irrtum, denn er hatte seine Haltung um eine wichtige Winzigkeit verändert.
Seine rechte Hand war unter die Kleidung gerutscht und die Finger umklammerten den Griff der Goldenen Pistole.
Bill wusste genau, was er sich damit aufgeladen hatte. Wenn er schoss, war Nadine Berger nicht mehr zu retten. Aber er würde es tun, um sein Leben zu retten.
Dabei dachte er auch an John Sinclair und daran, dass er den Geisterjäger daran gehindert hatte, Nadine Berger von ihrem Dasein zu erlösen. Jetzt befand er sich in der gleichen Lage, und er konnte seinen Freund plötzlich verstehen.
Nadine kam.
Sie ging den direkten Weg, und Bill hörte sie auch, nicht nur ihre Schritte.
Vampire brauchen nicht zu atmen, dennoch klangen die Geräusche, die Nadine abgab, so ähnlich wie das schwere Atmen eines Menschen, wobei es allerdings auch einem Seufzer glich.
Er hielt den Kopf auch weiterhin gesenkt, schielte aber hoch. Mallmann konnte er nicht mehr sehen.
Nadine war bereits so nahe an ihn herangekommen, dass sie Bills Blickfeld ausfüllte. Sie war nur auf ihn fixiert, hielt den Kopf leicht gesenkt und musste noch einen Schritt gehen, um den Tisch zu erreichen, der ebenfalls vor der Wand stand. Er trennte Nadine Berger und Bill Conolly.
Wenn sie sich dann vorwarf, um an seine Kehle zu gelangen, dann

musste er handeln.

Sie tat es nicht.

Die Blutsaugerin blieb stehen, und die Kante des Tisches berührte ihre Beine.

Sie zitterte vor Freude. Ein innerlicher Triumph hielt sie umklammert. Die Oberlippe bereits zurückgeschoben, präsentierte sie ihre beiden Vampirhauer. Die Luft zwischen ihnen erschien Bill wie mit Moder- und Grabgeruch erfüllt. Dies nahm der Reporter nur am Rande wahr. Für ihn zählten andere Dinge.

»Jetzt!«, sagte sie und machte es richtig spannend.

Bill gab keinen Kommentar. Er bewegte seinen rechten Arm, zog die Goldene Pistole hervor und richtete die Mündung dann direkt auf die Untote.

»Wirklich, Nadine? Willst du dir wirklich mein Blut holen…?«

***

Harry Stahl und Suko sahen zwar unterschiedlich aus, aber sie hatten trotzdem etwas gemeinsam.

Beide ärgerten sich über den verfluchten Nebel, der sie beinahe orientierungslos machte. Sie tasteten sich an der Seite des Hauses entlang und erreichten schließlich die Vorderfront mit dem Eingang.

Nicht einmal eine Lampe leuchtete über der Tür. Alles wirkte so schrecklich verlassen und wie vom Nebel fortgewischt. Das merkte auch Harry Stahl. Er war stehen geblieben und schüttelte den Kopf.

»Irgendwie komme ich damit nicht zurecht, Suko.«

»Warum nicht?«

»Keine Ahnung, es ist nun mal so. Ich weiß es nicht.« Er ging auf die Fenster zu, die so günstig lagen, dass er durch die Scheiben schauen konnte, wenn er sich auf die Zehenspitzen stellte.

Das wäre normalerweise alles kein Problem gewesen, bei diesem Nebel allerdings sah es anders aus.

Selbst zwischen ihm und der Fensterscheibe wallte die graue Wand, sodass es ihm unmöglich war, in die Gaststätte zu schauen.

Suko, der vor einer zweiten Fensterscheibe stand, erging es nicht anders. Nur einen etwas helleren Fleck sahen sie. Der aber schimmerte im Raum und kam ihnen meilenweit entfernt vor.

Der Kommissar trat zurück und hob die Schultern. »Es tut mir Leid, aber wir müssen so hinein.«

»Klar.«

»Wer zuerst?«

Suko wollte sich anbieten, doch dazu kam er nicht mehr. Urplötzlich passierte etwas, womit keiner von ihnen gerechnet hatte. Hinter ihnen und gar nicht mal weit entfernt entstand eine Hölle.

Es war furchtbar. Der Feuerball stach in den Nebel hinein und bildete

eine rotgelbe Flamme, die ihre Arme zuckend in die nebeltrübe Luft schleuderte. Ein regelrechtes Loch entstand in der grauen Wand.

Dann erwischte sie die Druckwelle.

Zum Glück konnte sie sich nach allen vier Seiten fortpflanzen. Der Detonationsknall zitterte noch in ihren Ohren wider, als sie von der Kraft gepackt und gegen die Hauswand geschleudert wurden.

Harry Stahl fluchte laut, während Suko seinen Kopf geschützt hatte und dann zu Boden sank.

Widerlicher Gestank wehte durch den Dunst. Das Feuer loderte weiter, und Suko dachte daran, dass die Firma den Leihwagen abschreiben konnte. Aber wer hatte die Bombe gelegt, die den Wagen zerrissen hatte?

Er fand keine Antwort, kam auf die Beine und bewegte sich torkelnd auf das Fahrzeug zu.

»Bleib doch hier!«, brüllte Harry ihm nach.

Suko blieb nicht stehen. Im Gegensatz zu dem Kommissar hatte er nämlich etwas gesehen.

Inmitten des Feuerballs zeichnete sich eine Gestalt ab. Sie schien aus den Flammen hervorgeschossen zu sein wie ein Geist, und Suko sah dieses schwarze Wesen mit dem feuerroten Dreieckschädel.

Es war der Teufel!

Er schwebte inmitten der Flammen, umhüllt vom schwarzen Rauch. Er legte den Kopf in den Nacken und stieß ein gellendes Gelächter aus, das nicht nur Suko durch Mark und Bein schnitt.

»Asmodis!«, brüllte der Inspektor.

Das Lachen verstummte. »Ja, ich bin es, Chinese! Ich bin gekommen, um meinen Freunden zu helfen. Ihr werdet nicht in die Gaststätte hineingehen, denn ich halte euch auf!«

Er setzte sein Versprechen sofort in die Tat um. Mit beiden Händen griff er in die Flammen - ein wahrer Meister, der das Feuer beherrschte. Es sah so aus, als wollte er das Feuer stückweise in die Höhe schleudern.

Auch Suko war nicht untätig geblieben. Er hatte seine Dämonenpeitsche gezogen und einmal den Kreis geschlagen, sodass die drei Riemen hervorgerutscht waren.

Die Feuerzungen wirbelten heran.

Suko wusste auch, dass sie ihn verbrennen konnten. Deshalb musste er es wagen.

Er beherrschte die Peitsche perfekt und schaffte es auch, Dinge zu treffen, die sehr schnell waren.

Wie die Flammenzungen.

Normales Feuer war zu magischen Flammen geworden. Davon ging Suko aus, und deshalb war er davon überzeugt, es löschen zu können.

Doch es kam anders.

Vier Flammenzungen wirbelten lautlos heran. Zwei erwischten Suko, bevor er sie löschen konnte.

Der Teufel, eingehüllt in Rauch und Feuer, umwabert vom Nebel, freute sich.

Suko spürte die Hitze an seinem Gesicht, etwas wischte noch über die Haare hinweg und brannte eine Spur hinein. Er hörte Harry schreien, dann brannte plötzlich seine Hose und er tanzte wie ein Derwisch auf der Stelle.

Harry rannte auf ihn zu. Er hatte sich die Jacke vom Körper gerissen, fiel gegen Suko, um die Flammen des Teufels zu löschen. Der aber schickte mehr Feuer.

Als Suko und sein Helfer zu Boden stürzten, schaufelte er mit seinen schwarzen, lederartigen Händen die letzten Flammen in die Höhe, die sich über ihm zu einem Pilz vereinigten und dann eine Decke bildeten. Für einen winzigen Augenblick nur blieb sie in der Luft stehen, dann wehte sie, wie von einem heftigen Windstoß erfasst, direkt auf die beiden Männer zu…

***

Nadine Berger bewegte sich nicht mehr. Von einem Augenblick zum anderen war sie eingefroren.

In diesen für sie langen Sekunden musste sie erkannt haben, dass sie verloren hatte. Den letzten Trumpf hielt Bill Conolly in der Hand.

Mallmann konnte nicht gesehen haben, was geschehen war. Von seinem Standort aus schaute er nur auf den Rücken der Untoten.

Sie aber starrte in die Mündung und wenn sie den Blick um eine Winzigkeit hob, erkannte sie das Eis in Bills Augen.

Kein Pardon mehr, denn Bill Conolly hatte sich gewandelt. Er blieb auch in den folgenden Sekunden stumm. Nadine sollte sich von ihrem Schock erholen. Als er der Meinung war, dass dies passierte, da nickte er ihr zu.

»Du kennst sie?«

»Ja.«

»Dann weißt du auch, dass du gegen den Killer-Schleim keine Chance hast, auch nicht als Vampir. Er wird dir die Haut vom Körper fressen, du wirst in der Blase gefangen sein, du…«

»Ich kenne es!«

Bill Conolly wunderte sich, wie gelassen er blieb. Und mit ruhiger Stimme sprach er weiter. »Du hast mein Blut gewollt. Das habe ich laut und deutlich vernommen. Ich habe dich einmal vor der Silberkugel bewahrt, und ich muss mir jetzt eingestehen, dass dies ein großer Fehler gewesen war. Du hast nichts, aber auch gar nichts getan, das mich hätte umstimmen können. Und deshalb werde ich abdrücken müssen, um die gewaltige Gefahr auch von den anderen

Menschen abzuwenden, die eventuell noch deine Opfer hätten werden können.«

Die Untote schien nachzudenken. Dabei bewegte sie ihre Zunge, die wie ein spitzer Klumpen aus dem Mund drang und einige Male gegen die Unterlippe schlug.

Bill wusste nichts mit dieser Reaktion anzufangen. Er konnte sich nur vorstellen, dass sie Zeit gewinnen wollte, denn irgendwann musste Dracula II aufmerksam werden.

Das wurde er auch.

Seine Schritte klangen in der Stille sehr laut. Ein unwirsches Geräusch drang aus seinen Mund und wehte durch den Raum. »Wolltest du nicht sein Blut, Nadine?«

Sie zuckte zusammen.

Bill aber lächelte und antwortete an ihrer Stelle. »Das wollte sie auch, Mallmann, aber sie schafft es nicht. Ich bin bewaffnet. Euer Helfer hat mich nicht genau genug durchsucht. Kennst du die goldene Pistole noch, Blutsauger? Ich trug sie bei mir, sie wurde übersehen, und nun starrt deine Dienerin genau in ihre Mündung. Mein Finger liegt am Abzug. Nur eine geringe Bewegung, und es ist um sie geschehen. Das wollte ich dir sagen.«

Mallmann war nicht mehr weitergegangen. Er musste sich zunächst wieder fangen. »Stimmt das, Nadine?«

Ihre Bestätigung war kaum zu verstehen, und der Super-Vampir reagierte nicht.

Dafür aber Bill. »Geh zurück!«, zischte er Nadine zu. »Geh so weit zurück, bis du dich neben Mallmann, deinen Herrn und Meister, stellen kannst. Tu es!«

»Was hast du vor?«

»Ganz einfach!«, rief Dracula II. »Er will uns beide mit einem einzigen Schuss erwischen.«

»So ist es.«

»Das wird nicht möglich sein, Bill. Deine Ladung ist langsam, wir sind schneller. Du kannst vielleicht einen von uns erwischen, den zweiten aber nicht.«

»O doch, auch den Zweiten!«, sagte jemand aus dem Hintergrund, und Bill Conolly schluchzte auf, als er die Stimme hörte.

»John - mein Gott«, sagte er nur…

***

Ich hatte genau den richtigen Zeitpunkt abgewartet, und mein Auftritt erfolgte, wie von einem Regisseur vorherbestimmt. In der rechten Hand hielt ich die Beretta, in der linken aber mein Kreuz, und das war eine Waffe, die auch der Super-Vampir Will Mallmann fürchtete.

Selbstverständlich war Mallmann nicht taub. Er hatte mich gehört, er drehte sich um - und schaute in die Mündung der Beretta und auf das Kreuz in der anderen Hand.

Ich sah, wie er zusammenzuckte, denn dieses Kreuz war für ihn das reinste Gift.

»Nun?«, fragte ich.

Mallmann knurrte wie ein Wolf. Seine Augen bewegten sich, weil er fieberhaft nach einem Ausweg suchte. Ich ging auf ihn zu, er wirkte noch immer wie eingefroren. Dann hatte ich die große Chance, aber Bill machte mir einen Strich durch die Rechnung.

Es irritierte mich, wie er plötzlich aufsprang, über den Tisch hinwegflog und Nadine Berger packte.

Sie sackte noch in die Knie, um entwischen zu können, aber Bill hielt sie eisern fest und schrie mich mit lauter Stimme an.

»John, dein Kreuz!«

Ich ließ Mallmann nicht aus den Augen. »Was ist damit?«

»Verdammt, es kann Nadine retten!«

Für einen Moment weiteten sich meine Augen. Auf meinen Lippen lag eine scharfe Erwiderung.

Zudem hatte ich das Gefühl, dass mich Bill Conolly reinlegen wollte. »Bist du wahnsinnig, Bill? Wie soll mein Kreuz einen Vampir retten?«

Er hielt Nadine noch fest und presste ihr die Mündung der goldenen Pistole gegen den Kopf. »Doch, doch, John. In diesem Fall ja. Zusammen mit dem flüssigen Leben!«

Ich glaubte, mich verhört zu haben. Plötzlich kam ich mir vor wie in einem Tunnel, der sehr eng war und in dem kein Licht brannte. Es gab nur diesen ungewöhnlichen, direkten Weg, und ich dachte daran, wie lange wir gekämpft, gesucht und auch gelitten hatten, um einen Weg zu finden, der Nadine half.

Kreuz und Oval!

Beides trug ich bei mir, aber ich wollte das Kreuz gegen Mallmann einsetzen, um ihn zu vernichten.

Verdammt noch mal, die Zwickmühle verengte sich immer weiter. Kälte kroch über meinen Nacken, im Magen lag der verfluchte Druck, und ich wusste nicht, wie ich mich entscheiden sollte.

»Tu es, John! Allein um Nadines Schicksal…«

»Und Mallmann?«

»Den kriegen wir auch. Ich nehme ihn. Ja, ich übernehme ihn mit der goldenen Pistole. Ich mache die Bestie fertig!« Bills Stimme klirrte vor Hass und er setzte sein Vorhaben sogleich in die Tat um, denn mit einem wuchtigen Stoß trieb er Nadine Berger genau auf mich zu.

Die wirbelte näher, fauchend, schreiend, mit ausgebreiteten Armen, denn sie wollte mein Blut.

Ich drehte mich um, lief weg, brauchte Zeit und holte die kleine

Kugel hervor.
Als sie in meiner Nähe war, trat ich unheimlich wuchtig zu. Meine Fußspitze bohrte sich in ihren Leib. Sie schrie und brüllte, als sie nach hinten kippte und über einen Tisch fiel. Nicht vor Schmerz, sondern vor Wut. Dann war ich bei ihr, sah sie auf dem Rücken liegen und drückte ihr blitzschnell das Oval in die Hand.
Im nächsten Augenblick gab ich das Kreuz aus der Hand, ließ es auf Nadine fallen und kreiselte herum.
Was nun geschah, kann ich so schnell nicht schildern, denn es war der reine Wahnsinn.
Neben mir explodierte Nadine Berger in einer wahren Lichtorgie. Gleichzeitig hatte Bill auf Mallmann gezielt und zog den Zeigefinger zurück, sodass die mörderische Ladung die Mündung der goldenen Pistole verlassen konnte.
Aber Mallmann hatte sich nicht geirrt. Der Schleim war nicht so schnell wie eine Kugel, außerdem war der Vampir gewarnt worden und stemmte einen Tisch in die Höhe, als bestünde der aus Pappe.
Mit seiner unmenschlichen Kraft schleuderte er den Tisch auf den Schleim zu, der den Gegenstand sofort umfing und selbst gestoppt wurde.
Mallmann hatte ihm zu fressen gegeben, und er fraß auch.
Ich hörte das grausame Lachen des Blutsaugers, musste mich aber um Nadine kümmern, dann zitterte Bills irrer Wutschrei durch die Gaststube, die sich urplötzlich in ein wahres Inferno verwandelte, denn vor mir zerplatzten die Scheiben in einer gewaltigen Feuersbrunst, die von außen in den Raum drang.
Lohen vereinigten sich zu einem glühenden Teppich, der über Bill hinwegwehte, weil sich der Reporter in Deckung geworfen hatte. Nadine und mich erwischte die Feuerwalze zum Glück nicht.
Er raste auf Mallmann zu.
Durch die zerborstenen Scheiben hörten wir das schrille Gelächter des Teufels und wenig später seine Worte, die wie Donnergrollen klangen.
»An diesem Ort herrsche ich!«
Und er zeigte es uns.
Mallmann war auf einmal in einer Feuerwalze. Er brüllte und irrte inmitten der Flammen umher wie eine tanzende Puppe, deren Mechanik anfing zu laufen.
Er schlug um sich, er torkelte, er drehte sich, er musste doch einfach verbrennen!
Doch der Teufel zeigte wieder einmal seine Macht.
Dank seiner magischen Kraft verwandelte er die Flammen in Feuer der Hölle.
Die zerstörten das Böse nicht, sie schützten es nur. Das Feuer ballte

sich zusammen. Wir alle hörten das wild klingende Fauchen, dann jagten sie auf eines der Fenster zu, hatten sich dabei schräg gelegt und wirkten wie eine brennende Rakete, die Besatzung, in diesem Fall Will Mallmann, eingeschlossen.

So schnell war keiner von uns.

Während Bill die Blase zerschoss und sie somit unschädlich machte, verließ die keilförmige Feuerwalze die Gaststätte und raste hinaus in den Nebel.

Dort konnte der Teufel sie unangefochten in Empfang nehmen.

Wir hörten die Stimmen unserer Freunde von draußen, aber das interessierte uns nicht. Bill und mir ging es um Nadine Berger und darum, ob sich all die Mühen gelohnt hatten.

Was wir sahen, war wundervoll und unwahrscheinlich…

***

Im Liegen hatte ich Nadine mit dem Oval und dem Kreuz erwischt. Sie lag noch immer, doch jetzt schwebte sie zwischen Boden und Decke etwa kopfhoch.

Ein Engel?

Eingetaucht in weißes, strahlendes Licht und umhüllt von einer Schutzschicht, die ich als den äußeren Rand des Ovals identifizierte, begann ihre Verwandlung.

Bill liefen die Tränen über die Wangen, ich stand da mit verbissenem Gesicht, wir keuchten beide.

Wir drückten Nadine Berger die Daumen, dass die magische Fotosynthese klappte.

Blut in Licht - und Licht wieder in Blut?

Stimmte es, war alles nur Bluff?

Sehr viel konnten wir nicht erkennen. Zudem half Nadine dabei nicht mit. Sie lag bewegungslos, steif wie ein Brett, und ihr Körper nahm ein glasiges, durchsichtiges Aussehen an. Darin zeichneten sich dunkle Stellen ab. Da verliefen Adern und Venen wie Flüsse. Von den Füßen bis zum Gesicht zogen sie sich hin, wir konnten das Blut erkennen, dem hoffentlich der Vampirkeim genommen wurde.

Sollten wir nach einer Erklärung suchen?

Nein, nur das nicht. Ich hatte das Oval gefunden, der Weg war frei gewesen. Mit einem Überfall auf einen kleinen italienischen Lebensmittelladen hatte alles seinen Anfang genommen, und nun erlebten wir ein hoffentlich glückliches Ende.

Dass Suko und Harry Stahl in den Raum kletterten, bemerken wir nur am Rande. Auch sie blieben stehen, still und regungslos, wie im Gebet versunken.

Ich merkte kaum, dass auch ich die Hände gefaltet hielt. Vielleicht klappte es, verkehrt jedenfalls konnte es nicht sein.

Wie viel Zeit vergangen war, wusste keiner von uns zu sagen. Sie war einfach bedeutungslos geworden. Ich glaubte auch nicht, dass nur einer von uns einen Gedanken an Will Mallmann verschwendete. Für uns zählte nur Nadine Berger und ihr Schicksal, das endlich den Weg der Erlösung einschlagen sollte.

Wir umstanden sie im Quadrat. Ich hätte Bill in die Augen sehen können, Suko dem Kommissar.

Doch niemand schaute auf den anderen. Unsere Blicke galten einzig und allein der Frau, die noch schwebte und von der dünnen Schale umgeben war.

Etwas tat sich bei ihr.

Zuerst nicht erkennbar, dann aber wollten wir es kaum fassen, denn ihre Brust bewegte sich.

Sehr leicht, aber erkennbar.

Auf und nieder!

»Sie atmet, sie atmet!« Bill Conolly brachte die Worte keuchend hervor. »Himmel, sie atmet!«

Ich spürte die Nägel, wie sie in das Fleisch meiner Handballen stachen. Ich zitterte und Harry wischte fahrig mit einer Handfläche durch sein Gesicht. Nur Suko stand bewegungslos wie ein Denkmal. Er und Harry Stahl trugen verbrannte Kleidung, auch Teile ihrer Gesichter waren geschwärzt.

Bill wiederholte seinen Satz. »John, sie - sie atmet!«

Ich nickte nur.

Noch lag Nadine bewegungslos, wie von einem Kokon umschlossen. Wie ein Wesen von einem fremden Stern kam sie mir vor, obwohl das Glasige allmählich verschwand.

Die Überraschungen jedoch nahmen kein Ende, denn über Nadine und noch immer innerhalb des Ovals erschien ein Gesicht, als wäre es mit einem feinen Pinsel gezeichnet worden.

Ich hörte gleichzeitig eine Stimme, die allerdings nur ich verstehen konnte. »Schon immer haben Menschen und andere Wesen versucht, das Böse zu vernichten. Sein Erschaffer hat mich, den Seher, nicht genau begriffen. Doch dieses eine Mal hat es geholfen, nur das war wichtig.« Das Gesicht blieb, es bewegte sich nicht, dann verblasste es langsam.

Der Seher hatte sich gezeigt, er hatte zu mir gesprochen, und er war derjenige gewesen, den ich als den Konstrukteur der magischen Fotosynthese ansehen musste.

»John, pass auf!«

Bills schriller Ruf fetzte meine Gedankenwelt auseinander. Zum Glück brauchte ich nicht einzugreifen, meine Freunde waren schneller und fingen Nadine auf.

Bill Conolly war es schließlich, der sie auf einen Tisch bettete. Ich

gönnte es ihm…

***

Eine Viertelstunde später. Noch immer standen wir in der Gaststube zusammen. Wir sprachen über das Oval, von dem nichts mehr zurückgeblieben war. Ich berichtete von der Botschaft des Sehers, die Harry und Suko mit starren, leicht ungläubigen Blicken aufnahmen.

»Ein Erbe«, sagte ich. »Vielleicht nicht das Einzige. Es müsste uns eigentlich freuen, dass es schon immer Menschen oder menschenähnliche Wesen gegeben hat, die den Kampf gegen das Urböse aufnahmen.«

»Sollte uns das Hoffnung geben?«, fragte Harry Stahl.

Ich nickte. »Ganz bestimmt sogar. Auch wenn es der Hölle hin und wieder gelingt, einen Sieg zu erringen. Aber jetzt steht Mallmann in der Schuld des Teufels. Ich bin gespannt, wie es weitergeht.«

»Kommt her! Kommt her!«, rief Bill. Er winkte mit beiden Händen. Wir alle liefen zu ihm und schauten auf Nadine.

Sie lag rücklings auf dem Tisch, die Augen offen - und sie lächelte.

Ohne Vampirzähne!

Nadine Berger war gerettet.

Wir vier lagen uns in den Armen, freuten uns wie die kleinen Kinder und bekamen nicht mit, wie sich Nadine aufrichtete und über so viel kindisches Benehmen nur den Kopf schütteln konnte…

ENDE des F�nfteilers